

HISTORISCHES CAMBERG

Beiträge zur Geschichte der Stadt Bad Camberg

60 Jahre Vertreibung

Erste Fastnachtsumzüge
in Camberg

Vor 50 Jahren:
Einweihung der Volksschule



Nr. 42 - November 2007

Herausgegeben vom Verein Historisches Camberg e. V.

Inhalt

Vertreibung

- | | | |
|----|--|--------------------|
| 1 | 60 Jahre Vertreibung | |
| 5 | Heimatvertriebene in Erbach | Rudolf Bamberger |
| 7 | Unsere Vertreibung aus Hochdobern (Sudetenland) am 8. Mai 1946 | Franz Heinze |
| 10 | 60 Jahre Vertreibung | Erwin Janousch |
| 12 | Meine Erinnerungen | Christa Hartmann |
| 14 | Erinnerungen an die letzten Kriegs- monate, die Vertreibung aus der Heimat und die Zeit danach | Helmut Püschel |
| 23 | Vertrieben aus dem Sudetenland | Inge Weyrich |
| 28 | Erinnerungen ab September 1946 | Christel Neuberger |
| 31 | Das Ehepaar Paschin in Camberg | Klaus Kraff |
| 35 | Dokumente aus dem Stadtarchiv zur Aufnahme der Vertriebenen | Franz-Peter Martin |

Fastnachtsumzüge

- | | | |
|----|---|------------------|
| 39 | 175 Jahre CVC - es begann mit drei Fastnachtsumzügen | Manfred Kunz |
| 44 | Fastnacht in Camberg | Peter K. Schmidt |

Stadtspark

- | | | |
|----|--|----------------|
| 52 | Unser Stadtspark | Manfred Kunz |
| 54 | Die Gäste des VHC erlebten den Kurpark mit allen Sinnen | Cilly Plescher |

Volksschule

- | | | |
|----|---|---------------|
| 57 | Vor 50 Jahren: Einweihung der Volksschule zu Camberg | Michael Traut |
|----|---|---------------|

VHC

- | | | |
|----|------------|-------------------|
| 64 | VHC intern | Walter Lottermann |
|----|------------|-------------------|

60 Jahre Vertreibung

Mit dem zweiten Teil der Reihe „60 Jahre Kriegsende“ ließen der Verein Historisches Camberg und der Ortsbeirat Camberg im vergangenen Jahr Zeitzeugen zum Thema „Mehr als 1000 Vertriebene und Flüchtlinge kommen nach Camberg“ zu Wort kommen. Sechs Zeitzeugen berichteten in anschaulicher und in zum Teil sehr bewegender Weise über ihre Vertreibung und die Ankunft in Camberg.

Walter Lottermann, Vorsitzender des VHC, erinnerte bei der Begrüßung daran, dass es 2006 genau 60 Jahre her waren, als rund 1000 Vertriebene, überwiegend aus der Tschechei und dem Sudetenland, nach Camberg kamen und dort, zusätzlich zu den noch immer hier wohnenden Evakuierten aus den zerstörten deutschen Großstädten, und auch zusätzlich zu den bereits 1945 eingetroffenen Flüchtlingen, hier untergebracht und mit dem Nötigsten versorgt werden mussten. Die Erinnerung an das Leid, aber auch an die gemeinsamen Anstrengungen, denen am Ende auch der Erfolg nicht versagt blieb, dürften nicht vergessen werden. Einheimische und Vertriebene seien gemeinsam Opfer des Krieges und der Gewaltherrschaft geworden.

Der frühere Bad Camberger Bürgermeister Gerhard Reitz hatte sich bereit erklärt, den historischen Hintergrund zu erläutern und in die Thematik einzuführen. Dabei vergaß er nicht, dass es bis auf den heutigen Tag überall in der Welt Vertreibungen und ethnische Säuberungen gibt, und dass auch 2006 wie-

der Millionen Menschen aus politischen, religiösen und ethnischen Gründen vertrieben wurden oder auf der Flucht waren.

Seinen Ausführungen schloss sich ein Ausschnitt aus einer **Dokumentation des HR-Fernsehens** an, die unter dem Titel „**Westwärts ins Ungewisse**“ die Ankunft von Sudetendeutschen im Jahr 1946 in den hessischen Durchgangslagern Weilminster und Villmar schilderte.

Erwin Janousch: Die Menschen waren freundlich und hilfsbereit

Im Mittelpunkt des Abends standen aber die Zeitzeugen, die stellvertretend für alle vor 60 Jahren in Camberg einquartierten Heimatvertriebenen, ihre persönlichen Erinnerungen und Erfahrungen aus dieser Zeit vortrugen. „Das Schlimmste in der Zeit war das Essen“, erzählte Erwin Janousch, der später viele Jahre für die SPD Stadtverordneter war. Er kam mit dem allerersten Sammeltransport im Alter von 14 Jahren am 13. März 1946 nach Camberg. Zunächst war er ins „Parkhotel“ eingewiesen worden,

und als dieses nach der Währungsreform den Hotelbetrieb wieder aufnehmen wollte, zog er mit Eltern und Geschwistern in eine Baracke im Stadtgraben, bis die sechsköpfige Familie – als eine der ersten – Anfang der 50er Jahre ein Wohnhaus in der heutigen Ferdinand-Dirichs-Straße baute. Er habe die Menschen als freundlich und hilfsbereit erlebt: „Ich habe Verständnis dafür, dass die Bevölkerung nicht begeistert war über die Situation. Jeder wusste, dass es schwierig für den anderen ist. Man musste sich anpassen und dann ging das schon.“

Franz Lenhart: Über die Vereine habe ich meinen Platz in der Camberger Gesellschaft bekommen

Zweiter Zeitzeuge war Franz Lenhart. „Wir waren eine Woche in Villmar, dann ging es nach Camberg“, berichtete er. „Zuerst haben wir eine Nacht im Nassauer Hof verbracht und hatten dann die Wahl zwischen dem ehemaligen HJ-Heim und dem Küsterhaus neben der Kreuzkapelle“. Gemeinsam mit seiner Mutter und seinen sechs Geschwistern zog er schließlich vorerst ins Jugendheim, wo zu dieser Zeit insgesamt 27 Personen untergebracht waren. Da sein Vater in Gefangenschaft war, musste seine Mutter die ganze Familie alleine durchbringen. Auch Franz Lenhart bestätigte, dass seine Familie in Camberg gut aufgenommen wurde. Den Kindern sei von den Einheimischen immer wieder etwas zu

essen zugesteckt worden, so seine Erinnerung. Wichtig sei ihm gewesen, sich in den Vereinen zu engagieren. Seit über 50 Jahren sei er nun schon Mitglied im Turnverein und mittlerweile sogar Ehrenmitglied. Auch in vielen anderen Vereinen habe er sich eingebracht und sei dort auch immer noch aktiv.

Christa Knechtel: Mit fünf Personen in einer winzigen Kammer

Nicht so positiv sind hingegen die Erinnerungen von Christa Hartmann (geborene Knechtel). Gerade einmal vier Jahre war sie, als sie mit ihrer Mutter, ihrem Bruder und ihren Großeltern nach Camberg kam und in einer „winzigen, dunklen Kammer“ untergebracht wurde, in der die Erwachsenen kaum aufrecht stehen konnten. „Ernährung hieß damals, alles zu sammeln, was es gab, um das Überleben zu sichern.“ Doch habe es auch viele hilfsbereite Menschen gegeben, z.B. ihre damalige Nachbarin. Trotzdem sei das „Gefühl des Vertriebenenstatus“ die ganze Zeit über präsent gewesen und habe sich erst geändert, als sie mit 20 Jahren von Camberg nach Frankfurt zog.

Franz Heinze: Wilhelm Lottermann sorgte dafür, dass ich meine Gesellenprüfung machen konnte

Auch für Franz Heinze aus Hochdobern war der Nassauer Hof, wo man den Saal durch Holzgitter abgeteilt hatte, die erste „Station“ in

Camberg. Von hier aus wurden die Heimatvertriebenen dann zu den ihnen zugewiesenen Wohnungen gebracht. Für Heinze war dies das Haus von Wilhelm Lottermann, den Cambergern als „Knalle-Wilhelm“ noch bestens bekannt. Der Großvater des VHC-Vorsitzenden ermöglichte dem damals 18-jährigen, seine Gesellenprüfung abzulegen und besorgte ihm Arbeit. Eisernes Sparen und viel „Muskelhypothek“ ermöglichten es ihm schließlich 1954, ein Jahr nach seiner Hochzeit, ein eigenes Haus zu bauen. „Wir hatten ja nichts und mussten bei Null anfangen.“

Helmut Püschel: Die Suche nach einer Unterkunft war sehr schwierig

Am 1. Juni 1946 kam Helmut Püschel nach Würges, wo er bis heute wohnhaft blieb. „Die Suche nach einer Unterkunft war sehr schwierig“, berichtet Püschel. Letztendlich habe man für drei Personen zehn Quadratmeter zur Verfügung gehabt. Die ersten Jahre nach der Vertreibung waren von Armut und Hunger geprägt. „Erst Anfang der fünfziger Jahre wurde es langsam besser und wir waren aus dem Gröbsten raus.“ Im Großen und Ganzen sei er gut aufgenommen worden, auch wenn der ein oder andere negative und unschöne Kommentar gefallen sei, was nicht verschwiegen werden sollte, so Püschel.

Inge Weyrich: Würdelose Verhältnisse auf dem Transport

Mit zahlreichen Fotos unterlegte Inge Weyrich ihren Bericht. Außerdem hatte sie die hölzerne Truhe mitgebracht, in der sie als Sechsjährige ihre Habseligkeiten gerettet hatte. Ihr Bericht machte noch einmal deutlich, wie furchtbar die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg gerade für Kinder gewesen sein musste. „Wir waren in einem dunklen Waggon eingeschlossen. Unser einziges Verbrechen war es, Deutsche zu sein“, erzählte sie, tief bewegt von den Erinnerungen an jene Zeit. Hinter der deutsch-tschechischen Grenze durften sie die Armbinden mit einem „N“ für „Deutsche“ wegwerfen, die sie seit der Kapitulation - wie die Juden den Davidsstern - als Zeichen ihrer „unerwünschten“ Rasse in der Tschechei tragen mussten. Ende April 1946 wurde sie dann zusammen mit ihrer Mutter in Erbach untergebracht: „Der Schock saß tief, wir waren überall fremd.“ Neben verletzenden Bezeichnungen, die sie sich habe anhören müssen, sei vor allem die Verpflegung ein riesiges Problem gewesen: „Es kam vor, dass Kinder im Unterricht vor Hunger weinten.“

Erst sehr spät, nach dem Bau eines eigenen Hauses, habe sie sich heimischer gefühlt. Trotzdem äußerte sie Verständnis für die Einheimischen, die ja auch mit einer völlig neuen Situation klar kommen mussten, fremde Menschen aufzunehmen hatten und das Wenige mit ihnen teilten, was sie besaßen.

In einem Grußwort betonte der **Kreisvorsitzende des Bundes der Vertriebenen (BdV), Josef Plahl**, dass die Heimatvertriebenen sich im Nassauer Land sehr wohl fühlen. Sie seien vollständig in die Gesellschaft integriert. Dabei erinnerte er daran, dass sowohl der Altbürgermeister von Bad Camberg, Ernst Enzmann, wie auch der langjährige Kurdirektor Helmut Plescher und die beiden katholischen Pfarrer Schwientek und Neumann Heimatvertriebene sind. Doch er betonte auch, dass die Vertreibung ein Thema aller Deutschen sei und die Vergangenheit weder vergessen noch verleugnet werden dürfe, denn nur aus der Vergangenheit könne man für die Zukunft lernen.

Namens des Ortsbeirats als Koveranstalter hatte Ortsvorsteher **Franz Peter Martin** das **Schlusswort** übernommen. Er betonte die Notwendigkeit, aus der Geschichte zu lernen, wozu man sie zunächst einmal kennen müsse. Das gelte auch für das dunkelste Kapitel der deutschen Geschichte, die zwölf Jahre der Nationalsozialistischen Diktatur und ihre Folgen. Die Flucht und Vertreibung Millionen Deutscher aus ihrer Heimat seien eine Folge des von Hitler begonnen Weltkrieges. Für die damalige Stadt Camberg habe der Krieg nicht nur den Tod vieler gebracht, sondern auch Zerstörungen in der Heimat, die Aufnahme von Evakuierten und schließlich die

Aufnahme von über 1.000 Flüchtlingen und Vertriebenen. Im Februar 1947 betrug die Zahl der Einheimischen genau 2.445, dazu kamen 585 Evakuierte und 899 Flüchtlinge und Vertriebene. Bis zum Sommer 1947 stiegen sowohl die Zahl der Evakuierten wie auch die der Vertriebenen und Flüchtlinge kontinuierlich an, dann konnten die Evakuierten langsam wieder in ihre Heimatstädte zurückkehren. Für die Vertriebenen bestand diese Möglichkeit nicht. Ihre Zahl bewegte sich, solange es die Vertriebenestatistik gab, stets um die 1.000. Zum Stichtag 6.6.1961 waren von rund 4.000 Camberger Einwohnern 28%, also rund 1100 „Vertriebene“, worunter aber auch Flüchtlinge subsumiert wurden. Mit der Begrifflichkeit, das hatte auch ein Betroffener beklagt, nahm man es ohnehin nicht so genau und sprach bzw. spricht - bis heute - meistens von „Flüchtlingen“, auch wenn man „Heimatvertriebene“ meint.

Das Ziel der Veranstaltung, aufzuzeigen, wie die Neuankömmlinge hier aufgenommen wurden, wie sie Arbeit fanden und ein Teil der kommunalen Gesellschaft wurden, sei voll erreicht, stellte der Ortsvorsteher abschließend fest. Sie gingen in die Vereine, nahmen am kirchlichen Leben teil, gründeten Familien und engagierten sich kommunalpolitisch. Mitglieder der Familie Heinze z.B. waren Stadt-

verordnete, Magistratsmitglied und sitzen heute noch im Ortsbeirat, in einigen Vereinen seien gerade Vertriebene der zweiten und dritten Generation die Stützen des Vereinslebens.

Martin dankte allen, die an der Vorbereitung der Veranstaltung mitgewirkt und die Durchführung ermöglicht haben: den Zeitzeugen, der Freiherr-von-Schütz-Schule, dem Stadtarchiv und den zahlreichen Einheimischen, die zwar keine Wortbeiträge im Rahmen der Veranstaltung geleistet hatten, jedoch im Vorfeld wichtige Hinweise gaben.

Zahlreiche Landkarten und Dokumente - z.B. hatten einige Teilnehmer ihre Fahrkarte für den Sammeltransport mitgebracht - waren ergänzend zu den Zeitzeugenberichten im Eingangsbereich ausgestellt.

Mindestens eine weitere Veranstaltung in dieser Reihe werde es noch geben, kündigte VHC-Vorsitzender Lottermann an, voraussichtlich im Herbst 2007 über die wirtschaftliche Not im Hungerjahr 1947 und den Neuaufbau. Den Zeitzeugen bot Walter Lottermann an, ihre Berichte in der Vereinsbroschüre zu veröffentlichen.

Aus der Redaktion

Heimatvertriebenen-Verzeichnis für Erbach

Seit kurzem gibt es in Erbach eine Aufstellung, in der alle Vertriebenen, die in Erbach eine neue Heimat gefunden haben, aufgezeichnet sind. Das Verzeichnis, alphabetisch geordnet, enthält alle Familien- und Vornamen, bei verheirateten Frauen auch den Geburtsnamen, das Geburtsdatum, sowie die Gemeinde und das Land, aus dem die Vertriebenen stammen.

Auch der Tag der Ankunft in Erbach ist verzeichnet. Diese Zusammenstellung enthält 493 Namen, zu denen noch 45 Namen von Personen kommen, die nicht in der ersten Zeit, sondern später zugezogen sind.

Ewald Putz hat das Verzeichnis in langjähriger, mühevoller Forschungsarbeit erstellt.

Dr. Rudolf Bamberger

www.apos anum.de
„die Apotheken-Familie“



Seit 1663

Alte Amts-Apotheke

Am Amthof 4 (Altstadt),
65520 Bad Camberg
Mo-Fr 8-19 u. Sa 8-13 Uhr
Tel: 0 64 34-73 22

Neue Amts-Apotheke

Pommernstr. 47 a. d. B8,
65520 Bad Camberg
Tel: 0 64 34-43 95
Mo-Fr 7:45-19 u. Sa 8-14 Uhr



ORANIEN-APOTHEKE



Bahnhofstr. 29
65520 Bad Camberg
Tel: 0 64 34-52 98
Mo-Fr 8-18:30
u. Sa 8-13 Uhr

Unsere Vertreibung aus Hochdobern (Sudetenland) am 8. Mai 1946

Meine Eltern und Großeltern hatten zu Hause ein Geschäftshaus „Metallwaren-Erzeugung und Spenglerei“ sowie Elektroinstallation. Gegenüber unserem Haus besaßen sie außerdem ein Kolonialwarengeschäft.

Am 8. Mai 1945 war der Krieg zu Ende und man erzählte sich schon, dass wir Deutschen alle aus unserer Heimat vertrieben werden sollten. Es dauerte auch nicht lange, da kamen zuerst polnische Soldaten und plünderten alles was sie fanden. Danach kamen Tschechen mit Aktentaschen unter dem Arm und suchten sich Häuser aus. In unser Haus kam der Kommissar „Bürgermeister“. Wir konnten noch in unserer Wohnung bleiben, bis seine Frau nachkam. Dann wurden uns, meiner Mutter und meiner Tante, andere Räume in unserem Haus zugeteilt.

In dieser Zeit waren schon viele Familien aus unserem Ort evakuiert oder zum Arbeiten ins tschechische Gebiet transportiert worden.

Die Frau unseres Kommissars war deutschfreundlich und wir verstanden uns ganz gut. Sie

besorgte uns manchmal Essen, was für uns Deutsche ziemlich rar war.

Ich ging noch nach Tetschen arbeiten, wo ich im Krieg eine Ausbildung als Spengler und Installateur angefangen hatte. Da unser Ort schon von vielen Tschechen besetzt war und diese auch zwei Gasthöfe in Besitz hatten, ging auch manches kaputt. Da sie jedoch keine Handwerker hatten, nahm mich unser Kommissar abends öfter mit fort, um Bierleitungen zu löten. Vorher musste ich jedoch meine weiße Armbinde ablegen, die die Deutschen immer tragen mussten.

Wir fragten immer wieder, wann ein Transport in die amerikanische Zone ginge, denn dort wollten wir hin. Deutschland war in vier Zonen eingeteilt, amerikanische, englische, französische und russische Zone. Auf eine Liste schrieben wir alle Namen unserer Verwandten und Bekannten und gaben sie dem Kommissar, denn es war nicht üblich, dass alle Verwandten zusammen evakuiert wurden. Es sollte ja alles zerrissen und aufgeteilt werden. Wir hatten Glück und kamen alle zu dem letzten

Transport in die amerikanische Zone ins Lager nach Tetschen Altstadt.

Hier verbrachten wir ca. 3 Wochen und alle, die arbeiten konnten, wurden jeden Tag zur Arbeit abgeholt. Das Lager bestand aus lauter Baracken mit schlechter Luft und vielen Wanzen. Aus Tetschen war auch Pfarrer Endler mit im Lager, der öfter unter freiem Himmel eine Maidandacht abhielt. Gebete und Marienlieder wurden von ihm auf der Gitarre begleitet.

Mein Cousin Helmut Ahne und ich wurden in die Lagerleitung bestellt und mussten die Leute aus unserem Ort in die Waggons aufteilen. Ein Transportzug bestand aus 40 Viehwaggons, und wir hatten die Aufgabe, die ersten 13 Waggons zu belegen. In jeden Waggon kamen 30 Leute mit Gepäck, alles Menschen aus Hochdobern und Umgebung; einen Waggon hatten wir nur mit Verwandten und Bekannten gefüllt.

Am 25. Mai 1946 wurden wir mit Lastwagen zum Tetschener Bahnhof transportiert, wo wir unsere Viehwaggons, die alle mit Nummern versehen waren, bestiegen. In den Waggons war es ziemlich eng; es waren auch kleinere Kinder und ältere Leute dabei. Fenster gab es keine und wir konnten nur eine Schiebetür öff-

nen. Nach etwa 36 Stunden setzte sich der Zug gegen Mitternacht in Bewegung. Die Fahrt ging über Aussig Richtung Eger an die Grenzstation Schirnding, wo uns die Amerikaner übernahmen.

Als erstes entledigten wir uns der weißen Binden, die wir immer noch tragen mussten, sie wurden alle aus den Waggons geworfen. Die amerikanischen Soldaten kamen zu jedem Waggon und befragten uns, ob alles in Ordnung sei und wie wir behandelt worden waren.

Auf der Fahrt gab es ein Problem: Wie sollte man seine Notdurft verrichten? Die Haltezeiten des Zuges waren sehr unterschiedlich und so musste ein Eimer genommen werden, der dann entleert wurde. Die Männer verrichteten ihre Notdurft während der Fahrt aus der Waggon-tür heraus.

Wir bekamen ein warmes Mittagessen und Verpflegung. Im bayerischen Wiesau gab es einen längeren Aufenthalt und alle mussten zur Entlausung. Die Fahrt ging weiter, aber keiner wusste wohin. Es war eine Fahrt ins Ungewisse.

Am 28. Mai 1946 erreichten wir Weilburg, wo die ersten 13 Waggons abgehängt wurden. Die nächste Station war Villmar, dort

wurden unsere Waggons abgehängt und der Rest ging nach Bad Schwalbach. In Villmar wurden wir in der Nähe des Bahnhofs im Marmorsteinbruch in ein Barackenlager einquartiert. Hier verbrachten wir einige Tage. Wir wussten natürlich nicht, in welcher Gegend Deutschlands sich Villmar überhaupt befindet und so besorgten wir uns von der Lagerleitung eine Landkarte, um uns erst mal zu informieren.

Da in unseren Waggons ziemlich viele handwerklich begabte Leute waren, fragten wir bei der Lagerleitung nach, ob wir nicht in eine kleine Stadt oder einen Ort kommen könnten. So kamen 2 Waggons nach Camberg, die anderen wurden im Kreis Limburg aufgeteilt.

Am 1. Juni 1946 wurden wir von amerikanischen Soldaten mit Lastwagen in Villmar abgeholt und nach Camberg gebracht, wo wir im Nassauer Hof auf verschiedene Familien aufgeteilt wurden. Es war natürlich für beide Seiten sehr schwer, denn niemand wusste, was sind das für Leute. Die Camberger Bevölkerung kannte auch nicht unsere Heimat. Wir hatten aber sehr viel Glück und meine Mutter und ich kamen in die Schmiedgasse 10 zur Familie Wilhelm Lottermann. Mein Vater Emil Heinze war zu dieser Zeit noch in jugoslawischer Gefangenschaft und kam erst 1949 nach Camberg.

Die anderen Verwandten und Bekannten wurden alle in Camberg aufgeteilt und so ist der Name „Heinze“ hier weit verbreitet.

Bei der Familie Lottermann hatten wir im ersten Stock einen kleinen Raum von 2 m x 3,50 m, wo wir schlafen und kochen konnten. Eine Toilette gab es nur im Erdgeschoss, aber wir waren zufrieden und haben uns gut verstanden. Ein paar Tage später war Fronleichnam und wir konnten das erste große Kirchenfest nach dem Krieg mit erleben. Frau Lottermann backte uns einen Kuchen, worüber wir uns sehr freuten.

Wilhelm Lottermann war in Limburg Obermeister bei der „Spengler- und Installationsinnung“. Er fragte mich als erstes, ob ich einen Gesellenbrief hätte, was ich natürlich verneinen musste. Wir konnten ja bei den Tschechen keine Prüfung ablegen. Daher hat er mich gleich angemeldet und am 15. Juli 1947 erhielt ich in Camberg mein Prüfungszeugnis. Herr Lottermann besorgte mir auch eine Arbeitsstelle, wofür ich ihm sehr dankbar war.

Wir gingen viel unter die Leute: Fastnacht, zum Tanz, Männergesangsverein u.v. mehr und so haben wir uns schnell integriert und fühlen uns bis heute in Bad Camberg sehr wohl.

Erwin Janusch

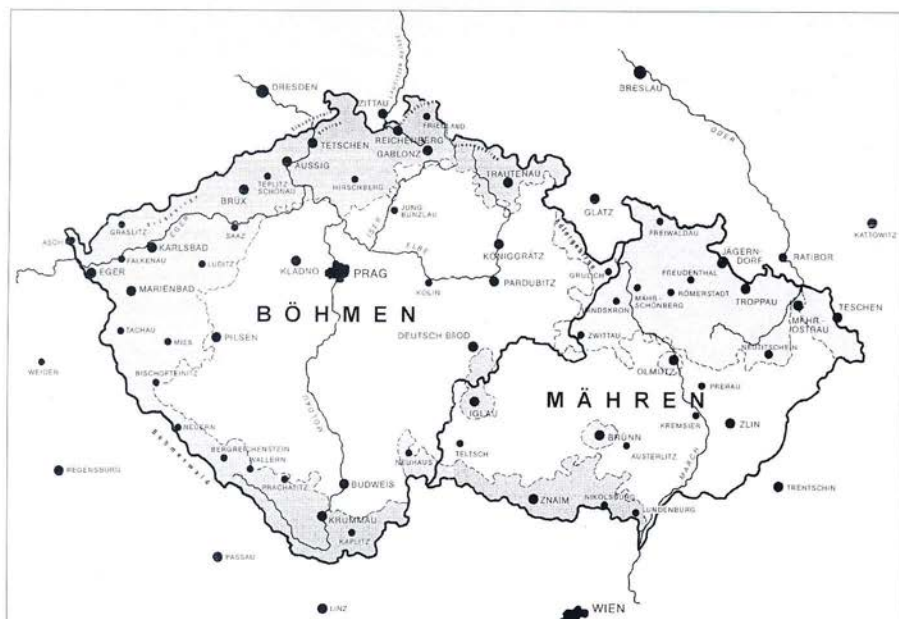
60 Jahre Vertreibung

Meine Familie kommt aus Mies in der früheren CSSR. Vor dem Krieg lebten dort u.a. 50,6 % Tschechen, 22,6 % Deutsche, 14,0 % Slowaken, 4,8 % Ungarn, 3,9 % Russen etc., 1,4 % Juden und 0,7 % Polen. Die Deutschen lebten vorwiegend in dem etwa durchschnittlich 50 km breiten Randstreifen (an Deutschland angrenzend). In diesem Streifen liegt auch Mies, Kreisstadt des Kreises Mies mit damals 69.000 Einwohnern und 162 Gemeinden.

In der Stadt Mies lebten in den etwa 700 Häusern rund 5.700 Einwohner, fast ausschließlich Deutsche. Pilsen,

etwa 20 km entfernt, war mit 70 % Tschechen bereits tschechischsprachig. Nach dem Krieg wurden von den 3.295.000 Deutschen 2.894.000 ausgewiesen, von weiteren 241.000 Deutschen ist das Verbleiben ungeklärt (Vertreibungsverlust).

Nach vier Wochen Internierung wurden wir mit je 30 Personen in Viehtransportern nach Deutschland abgeschoben. Wir kamen in der letzten Februarwoche 1946 in dem Verteilungslager in Villmar an. Von dort kam meine Mutter mit uns drei Kindern im Alter von 14, 11 und 2½ Jahren nach Camberg und wir wurden,



Böhmen und Mähren (grau hinterlegt: die deutschen Gebiete)

wie die übrigen Familien, in die verschiedenen Wohnungen verteilt. Wir hatten Glück, dass wir mit zu den ersten Vertriebenen zählten. Dadurch war die allgemeine Wohnungsnot noch nicht ganz so groß. Außerdem standen in Camberg noch einige Baracken vom früheren Reichsarbeitsdienst. Wir erhielten zwei Räume in dem Dachgeschoss des Parkhotels. Mein Vater kam bald darauf aus der Gefangenschaft und fand Arbeit als Bahngleisarbeiter.

Schlechter war die Situation in vielen Dörfern und vor allem in den ausgebombten Großstädten. Da bei uns in Mies zuerst eine Flüchtlingsfrau mit vier Kindern aus Ostpreußen und später noch eine vierköpfige Familie in unserer Wohnung einquartiert wurden, fanden wir eine Beengung der Wohnverhältnisse normal. Nach einem einjährigen Schulausfall konnten wir wieder zur Schule gehen. Glücklicherweise gab es in Camberg eine Realschule.

Das Zusammenleben mit der altingesessenen Bevölkerung und die Eingliederung verliefen überwiegend gut.

Die Beschaffung von Kleidung und Gebrauchsgegenständen war dagegen problematisch. Ganz schlecht war die Nahrungsmittelsituation. Überall herrschte Lebensmittelmangel. Etwas zusätzlich zu der knappen Zuteilung aufzutreiben war äußerst schwierig. Es herrschte Hunger. Um die Situation wenigstens etwas zu verbessern,

tauschten wir das uns zugeteilte Brennholz (2 cbm pro Jahr) gegen Lebensmittel und gruben Baumwurzeln als Brennholz aus. Etwas besser wurde die Situation erst durch das selbst angebaute Gemüse aus dem uns im Stadtpark zugewiesenen Gartenstück. Bei der Ernte arbeiteten wir dann bei Bauern für Kartoffeln und sonstige Lebensmittel. Außerdem konnten wir nach dem Abernten der Felder noch einzelne liegen gebliebene Kartoffeln und Ähren sammeln. Wir sammelten Bucheckern und tauschten sie gegen Öl aus.

Nach der Währungsreform wollte Herr Dembach das Parkhotel wieder eröffnen. Um ihm dabei nicht im Wege zu stehen, zogen wir in die inzwischen freigewordene Baracke im Stadtpark ein. Etwa 1950 erwarben wir und fünf weitere Camberger Familien Bauplätze im St. Georgen. Gebaut wurde mit wenig Geld und fast nur in Eigenleistung. So erwarben wir z.B. alte Mauersteine für wenig Geld von der Bundesbahn und klopfen sonntags, in der einzig freien Zeit, die Mörtelreste ab, hoben die Baugrube per Hand aus, fertigten die Dachziegel selbst und so fort. Durch den Bau kamen wir wieder zu besseren Wohnverhältnissen. Das weitere Leben verlief ähnlich wie bei anderen vergleichbaren Familien.

Mittlerweile unterscheidet sich unser Alltag nicht mehr von dem der restlichen Bevölkerung. Ich bin nicht nur in verschiedenen Vereinen, sondern war beinahe 25 Jahre politisch aktiv, u.a. 12 Jahre Stadtverordneter.

Christa Hartmann (geb. Knechtel)

Meine Erinnerungen

Ankunft im Mai 1946 mit Mutter, Bruder und Großeltern. Einquartierung im Nassauer Hof. Von dort erfolgte die Aufteilung in die Wohnungen.

Mutter, Großeltern und ich wurden zum Sägewerk Rüffer, Limburger Weg 6 eingewiesen.

Das bestehende Büro wurde durch eine Sperrholzwand geteilt. Der so entstandene Raum diente uns als Tagesaufenthalt. Als Schlafstelle bekamen die Großeltern ein Zimmer bei Nachbar Wenz (Bauern). Mama und ich hatten eine kleine

Kammer bei Weyrich in der Limburger Straße (heute Fahrschule). Mama konnte sich nur gebückt bewegen, so niedrig war das Zimmerchen. Meinem Bruder wurde ein Zimmer im Eckhaus Limburger Weg/Limburger Straße neben dem Gasthaus Pflüger zugewiesen. Er war zu diesem Zeitpunkt 22 Jahre alt.

In dem geteilten Büro bei Rüffer, wo wir uns tagsüber aufhielten, war es sehr bedrückend, es war äußerst hellhörig. Bis auf sonntags ratterte das Sägegatter von morgens 7 Uhr bis abends 18 Uhr und





samstags bis 14 Uhr. Diese Maschine machte einen Höllenlärm und der Boden erzitterte dabei. Lärm und Krach kann ich bis heute nur schwer ertragen.

Viel später erfolgte der Ausbau im 1. Stock des kleinen Fachwerkhäuses. Inzwischen war mein Großvater gestorben. Wir drei, Mama, Großmutter und ich, hatten nun zwei Zimmer, einen Wohn- und einen Schlafräum. Das Rattern des Sägewerks war weiterhin laut zu hören.

Die hygienischen Verhältnisse hatten sich nicht verändert. Die Toilette lag einige Meter vom Haus entfernt, man musste das gesamte Sägewerk abgehen.

Ernährung hieß damals alles zu sammeln was es gab. Kartoffeln und Fallobst lesen, Getreide stopfeln und Bucheckern holen. Damit hat man sich das Überleben gesichert. Aber es gab auch gute Seelen, die unsere Armut sahen und uns mit Essbarem unterstützten. Solche guten Seelen hatten wir in unseren Nachbarn.

Abweisung direkt kann ich in meiner Erinnerung nicht finden, aber Misstrauen gab es schon. Ich bin überzeugt, dass wir Kinder es leichter hatten uns zu integrieren als die Erwachsenen. Solange ich in Bad Camberg lebte, hatte ich den „Vertriebenen-Status.“ Abgelegt habe ich ihn erst durch einen Wohnortwechsel nach meiner Heirat.

Helmut Püschel

Erinnerungen an die letzten Kriegsmonate, die Vertreibung aus der Heimat und die Zeit danach

Wir schreiben das Jahr 1945, die Wintermonate Januar, Februar bescheren uns eine eisige Kälte, aber zu dieser Jahreszeit ist das keine Seltenheit in unserer nordböhmischen Heimat.

Wie wir heute wissen, befindet sich der 2. Weltkrieg zu diesem Zeitpunkt in seiner letzten Phase. Während deutsche Städte in Schutt und Asche liegen, bleiben wir auf dem Lande weitgehend von Bombenangriffen verschont. Doch auch uns Kindern bleibt nicht verborgen, dass man sich im Kriegszustand befindet. Besonders ist es der Vater, der sich irgendwo im Feindesland befindet und den man schmerzlich vermisst. Auch wird während des Schulunterrichts das richtige Verhalten bei einem eventuellen Luftangriff geübt, was uns Kinder einmal mehr daran erinnert, dass dieser Krieg eine traurige Realität ist.

Wir erhalten ein Lebenszeichen von meinem Vater, dass er sich kurze Zeit mit seiner Einheit in Dresden aufhält. Kurz entschlossen eilt meine Mutter von Binsdorf in das 60 km entfernte Dresden, es ist der 10. Februar 1945. Drei Tage später geht Dresden im Bombenhagel der Engländer und

Amerikaner unter. An jene klare aber stürmische Nacht vom 13. zum 14. Februar kann ich mich noch gut erinnern. Die Feuersbrunst von Dresden ist auch in Binsdorf noch sichtbar. Während meine Großeltern in banger Sorge um meine Eltern fast die ganze Nacht bei eisigen Temperaturen mit Nachbarn vor dem Haus ausharren, überfliegt ein feindliches Bombengeschwader nach dem andern unser Dorf. Durch den ohrenbetäubenden Lärm kann ich auch keine Ruhe finden und geselle mich zu meinen Großeltern, die mich aber auf dem schnellsten Wege wieder in das Bett befördern.

Am Morgen nach der Bombennacht trennen sich wieder die Wege meiner Eltern, heute weiß ich: es sollte ein Abschied für immer sein. Am späten Abend des gleichen Tages trifft meine Mutter rußgeschwärzt wieder zuhause ein. Unter dem Eindruck des Erlebten ist sie mit den Nerven ziemlich am Ende, als in der folgenden Nacht auch noch ein brennendes Flugzeug über Binsdorf abstürzt. Von den Dorfbewohnern kommt Gott sei Dank niemand zu Schaden, weil die Maschine im freien Feld aufschlägt.

In den letzten beiden Kriegsmonaten wird das Militär auch bei uns auf dem Lande präsent. Eines Tages durchbrechen Panzer mit ihren Begleitfahrzeugen die dörfliche Ruhe und beziehen Stellung im nahen Wald unmittelbar hinter unserem Garten. Die Soldaten sind sehr freundlich, manchmal bekommen wir Kinder einige Stückchen Seife, eine Rarität zu dieser Zeit. Ohne überhaupt zum Einsatz gekommen zu sein, was der Dorfbewölkerung ja nur recht sein konnte, verschwindet das Militär wieder mitsamt seinem Gefährt. In den letzten Wochen vor Kriegsende baut man auf der Kreisstraße zwischen Binsdorf und Heidenstein noch Panzersperren, die aber im Ernstfall ohnehin sinnlos gewesen wären.

Im März 1945 erhalten wir mit der Feldpost ein letztes Lebenszeichen von meinem Vater. Als am 8. Mai die deutsche Wehrmacht kapituliert, weilt mein Vater bereits nicht mehr unter den Lebenden. Erst zwei Jahre später erreicht uns die Todesnachricht durch das Deutsche Rote Kreuz.

Der Krieg ist zwar vorbei, aber wieder ist die Angst unser ständiger Begleiter, denn die Tschechen ziehen jetzt plündernd durch unser Dorf. Einige Male verstecken sich meine Großeltern, meine Mutter und ich uns in panischer Angst in einer Türnische hinterm Küchenschrank, während die Tschechen

gegen die verschlossene Haustür schlagen und Einlass begehren.

Eines Nachts im Juni 1945 werden wir durch lautes Trommeln an die Haustür jäh aus dem Schlaf gerissen. Meine Mutter und ich werden aufgefordert, uns am Dorfausgang am Rentmeisterhof in Binsdorf einzufinden. Nachdem das Allernotwendigste auf einen kleinen Schiebkarren gepackt ist, verabschieden wir uns von meinen Großeltern und begeben uns zum angegebenen Ort. Hier erwartet uns schon eine große Anzahl Binsdorfer Bürger, die alle das gleiche Schicksal mit uns teilen. Stunden der Ungewissheit vergehen, als man schließlich meine Mutter und mich wieder nach Hause schickt, während man die zurückgebliebenen Mitbürger in das nahe gelegene Sachsen abschiebt, wie man später erfährt. Dass ausgerechnet meine Mutter und ich uns wieder auf den Heimweg machen dürfen, liegt wohl darin begründet, dass meine Mutter für Arbeiten in der kleinen Landwirtschaft meiner Großeltern nötig gebraucht wird, anders kann ich mir diesen Umstand nicht erklären. Aber das ist jetzt kein Leben mehr in der Heimat, die Zahl der angestammten deutschen Dorfbewohner ist stark zurückgegangen, im Gegensatz zu den Tschechen, die sich immer mehr ausbreiten und von unserer Habe Besitz ergreifen. An öffentlichen Gebäuden weht jetzt die tschechische Flagge, alle Ver-

kehr- und Hinweisschilder sind nur noch in tschechischer Sprache zu lesen und für uns Kinder gibt es schon lange keinen Schulunterricht mehr. In der Dunkelheit vergräbt meine Mutter Wertgegenstände irgendwo im Freien, um sie auf diese Weise dem Zugriff der Tschechen zu entziehen.

An einem Samstag im August 1945 wird uns von einem tschechischen Kommissar der neue Hausbesitzer gegenübergestellt. Sein einziger Besitz ist eine alte Aktentasche, in der sich ein Rasierapparat und tschechische Papierföhnchen befinden, die er an die Fensterscheiben klebt, um seinen Landsleuten zu zeigen, dass dieses Haus schon von einem Genossen bewohnt wird. Alles was meine Vorfahren in jahrzehntelanger Arbeit geschaffen hatten, ist auf einmal in tschechischem Besitz. Alles Weitere ist nur noch Formsache. In der Folgezeit holt er seine ganze Familie zu uns ins Haus. In den nächsten vier Monaten wohnen wir auf engstem Raum mit den Tschechen zusammen.

Weihnachten 1945: aus dem Radio dröhnt tschechische Weihnachtsmusik. Während die Tschechen auf ihre Art das Weihnachtsfest feiern, hat meine Mutter im Obergeschoss des Hauses eine kleine Fichte geschmückt und gesteht mir schweren Herzens, an diesem Weihnachtsfest keine Geschenke machen zu können. Der

Glaube an das Christkind, das den Kindern zum Weihnachtsfest viele schöne Sachen beschert, zerplatzt wie eine Seifenblase. Erinnerungen an vergangene Weihnachtsfeste mit viel schönem Spielzeug werden in mir wach.

Bis zum 27. Dezember 1945 werden wir von den Tschechen in unserem Haus geduldet. An jenem Morgen ist unser Anwesen von bewaffneten Tschechen umstellt, wir müssen unser Haus und unsere Habe verlassen, man setzt uns eine Frist von 45 Minuten. Während meine Großeltern in der Aufregung keines Handgriffes fähig sind, packt meine Mutter in der Eile das Notwendigste zusammen; immer wieder werden ihr Sachen aus den Händen gerissen, welche die Tschechen für sich beanspruchen. Meinem Großonkel, einem Bruder meines Großvaters, der in unserem Garten ein kleines Holzhaus bewohnt, ergeht es noch viel schlimmer: dem alten Mann, der schon lange ein offenes Bein hat, wird Gewalt angetan, weil er sich weigert seine Habe zu verlassen. Den Anblick meines Großonkels werde ich ein Leben lang nicht vergessen. Später bringt man ihn in das Lager nach Rabenstein bei Jonsbach, während meine Großeltern, meine Mutter und ich in einem anderen Haus, das auch noch von einer Binsdorfer Familie bewohnt wird, eine vorübergehende Bleibe finden. Es wird uns erlaubt, dass wir von unseren Kü-

hen von Zeit zu Zeit etwas Milch holen können. Meist ist es meine Großmutter, die sich dieser Tätigkeit annimmt, als ich auch einmal unser Haus betrete, um etwas Milch zu holen, ist mir ganz eigenartig zumute. Hier wo ich meine früheste Kindheit verbracht habe, gehen nun fremde Leute ein und aus.

Inzwischen schreiben wir das Jahr 1946. Im Frühjahr wird meine Mutter mit anderen Binsdorfer Frauen, soweit sie noch nicht vertrieben sind, von den Tschechen für Kulturarbeiten im Wald herangezogen. Den neuen Herren ist jedes Mittel recht, um die Deut-

schen als Menschen zweiter Klasse zu behandeln. Es ist auch die Pflicht von uns Deutschen, eine weiße Armbinde zu tragen, um sich auf diese Weise von den Tschechen zu unterscheiden.

Das Haus, in dem wir wohnen, wird nun auch von Tschechen beansprucht, wir müssen ein weiteres Mal in Binsdorf umziehen. Unsere neue Bleibe hatte man vorher als Lagerraum genutzt.

Wir erhalten die traurige Nachricht, dass mein Großonkel, den man in das Lager Rabenstein gebracht hatte, am 7. April 1946 verstorben ist. Meine Mutter, die ihn zwischenzeitlich schon einmal besucht hatte, macht am 9. April ein zweites Mal den Fußmarsch von Binsdorf nach Jonsbach, um ihrem Onkel die letzte Ehre zu erweisen.

Am Morgen des 8. Mai müssen wir uns mit dem Wenigen, was uns noch geblieben ist, in Binsdorf vor der Schule einfinden. Mit anderen Binsdorfern, soweit sie im Dorf noch verblieben sind, werden wir nach Tetschen Altstadt transportiert, wo wir in den nächsten Wochen in einem Lager mit vielen Hunderten Landsleuten in wanzenseuchten Baracken untergebracht sind. Soweit es die Witterung zulässt, verbringen wir die Zeit im Freien, weil man es im Inneren der Baracken wegen der schlechten Luft und den vielen Wanzen kaum aushält. Von Zeit zu



Zeit hält ein Geistlicher eine Maiandacht unter freiem Himmel ab. Zwischen den Gebeten singt er Marienlieder, die er mit seiner Gitarre begleitet, für uns ist es eine kleine Abwechslung in dieser schrecklichen Zeit.

Auf Anordnung des Lagerkommandanten werden alle Vertriebenen aufgefordert, sich mit ihren wenigen Habseligkeiten auf einem freien Platz im Lager einzufinden; danach wird alles gründlich durchsucht. Alles was den Tschechen noch brauchbar erscheint, findet einen neuen Besitzer, selbst Leibesvisitationen sind keine Ausnahme. Eine weitere Durchsuchung findet am 24. Mai statt. An jenem Morgen stirbt mein Großvater, der eilends herbeigerufene Lagerarzt kann nur noch den Tod feststellen. Meine Mutter und auch die Großmutter sind ganz verzweifelt, der Verlust meines Großvaters und die Ereignisse der letzten Monate sind ihnen in das Gesicht geschrieben. Draußen vor den Baracken legt man Großvater in einen schlichten Sarg, danach bringt man ihn auf den Friedhof nach Bösegründel. Noch am gleichen Tag erhält meine Mutter vom Lagerkommandanten die Erlaubnis das Lager verlassen zu dürfen. In Begleitung meiner Großmutter macht sie sich mit einem Kranz auf den Weg nach Bösegründel, um meinem Großvater noch die letzte Ehre zu erweisen. Die Beerdigung wird auf den 27. Mai

festgelegt, just an diesem Tag soll der letzte Vertriebenenentransport von Tetschen aus in Richtung Westen fahren. Fast beschwörend reden andere Lagerinsassen auf meine Mutter und meine Großmutter ein, an der Beerdigung meines Großvaters nicht teilzunehmen, sondern sich dem Transport auszuschließen, wozu sie sich schweren Herzens auch entschließen.

Am Morgen des 25. Mai werden wir mit dem Wenigen, was uns noch geblieben ist, vom Lager aus auf Lastwagen zum Tetschner Bahnhof gebracht, wo schon ein langer Güterzug zum Abtransport bereitsteht. Viele Waggons sind in einem schlechten und unsauberen Zustand, denn es hat den Anschein, als habe man vorher Kalk transportiert. Unsere Waggonsprecherin aus Meistersdorf hat irgendwo einen Gänseflügel aufgetrieben, um auf diese Weise das Innere des Waggons, der für uns vorgesehen ist, in einen einigermaßen sauberen Zustand zu bringen. Nach dem Verladen sind in unserem Waggon sechs Familien mit ihrer Habe auf engstem Raum zusammengepfercht.

Soweit ich mich erinnere, war der Güterwaggon, in dem ich mich mit meiner Mutter und Großmutter befand, mit 23 Personen belegt. Vier Tage und Nächte waren wir mit den wenigen Habseligkeiten, die und noch verblieben waren,

auf engsten Raum zusammengepfercht; es herrschten Zustände, die sich nur schwer beschreiben lassen.

Nach etwa 36 Stunden des Wartens setzt sich der Zug in Bewegung. Es ist nach Mitternacht, der 27. Mai, als wir den Bahnhof in Tetschen verlassen, eine Fahrt ins Ungewisse beginnt. Die bis zuletzt unerschütterliche Hoffnung und der Glaube, doch noch in der angestammten Heimat bleiben zu können, weichen der bitteren Erkenntnis, dass wir nun endgültig das Land unserer Vorfahren verlassen müssen. In der Dunkelheit überquert der Zug die Elbe, von Bodenbach geht es dann weiter über Aussig, Komotau in Richtung Westen.

Inzwischen ist es Tag geworden, der Transport ist alles andere als menschenwürdig. Das Waggondach ist undicht und es regnet an allen Ecken und Enden durch. Die schlechte Luft im Inneren des Waggons bei den vielen Menschen ist kaum zu ertragen, die einzige Frischluftzufuhr ist die offene Waggontür. Ein weiteres Problem ist, dass man nicht weiß, wo man seine Notdurft verrichten soll. Die Haltezeiten des Zuges sind unterschiedlich, manchmal mögen es nur fünf Minuten sein, ein anderes Mal ist es vielleicht eine Stunde oder auch mehr, dass der Zug auf freier Strecke stehen bleibt. Die ganzen Begleitumstände führen schließlich dazu, dass meine Großmutter

während der Fahrt ohnmächtig wird, wir müssen das Schlimmste befürchten. Nachdem man sie an die offene Waggontür bringt, erlangt sie Gott sei Dank wieder das Bewusstsein.

Um die Mittagszeit erreicht der Zug die Stadt Eger, wo wir eine warme Mahlzeit erhalten. Kaum liegt die böhmische Grenze hinter uns, entledigen wir uns der weißen Armbinden, die wir Sudeten-deutsche ja tragen mussten. In kurzer Zeit ist der ganze Bahnkörper mit weißen Binden übersät.

Im bayerischen Wiesau gibt es wieder einen größeren Transportstopp, hier wird dem Ungeziefer zu Leibe gerückt, das wir aus dem Lager alle mehr oder weniger noch bei uns haben. Bei einem weiteren Aufenthalt verlassen meine Mutter und ich wieder einmal den Zug um eine Toilette aufzusuchen, die sich auf der anderen Seite des Zuges befindet. Um Zeit zu sparen, denn man weiß ja nicht, wie lange der Transport hält, wählen wir den kürzeren Weg und versuchen unter dem Waggon auf die andere Seite zu kommen. Dieses Vorhaben wird uns fast zum Verhängnis, denn in diesem Augenblick setzt sich der Zug in Bewegung, zum Glück mögen es nur ein bis zwei Meter gewesen sein, die die Waggons zurückrollen, wahrscheinlich schiebt man gerade eine andere Lokomotive vor den Zug. Wir sind noch einmal mit dem Schrecken davongekommen.

Wir haben gerade den Bahnhof im unterfränkischen Gemünden verlassen, da wird die Schwester meines Großvaters, die sich im übernächsten Waggon des Transportes befindet, als vermisst gemeldet. Eine telefonische Vermisstenanzeige bei der nächsten Station bleibt ergebnislos.

Am Morgen des 29. Mai erreichen wir das hessische Villmar, Endstation der fast dreitägigen Horrorfahrt. Für die nächsten drei Tage finden wir in einem nahe gelegenen Lager eine Unterkunft. Es sind zwar auch nur Baracken mit Strohlagern, aber man kann sich wenigstens am Abend wieder in eine horizontale Lage begeben. Man teilt uns mit, dass die Leute aus unserem Waggon nach Würges gebracht werden, darauf sagte scherzhaft meine Großmutter in ihrem heimatlichen Dialekt: „Dou wanse uns nou dewirchen“, (da werden sie uns noch erwürgen).

Vor der Abfahrt erhalten alle Kinder von Schwestern des Deutschen Roten Kreuzes noch ein Butterbrot, bevor uns ein Lastwagen nach Würges bringt. Andere Vertriebene werden auf die übrigen Städte und Dörfer verteilt.

Noch mitgenommen und gezeichnet von den Strapazen und dem Erlebten der vergangenen Monate erreichen wir auf einem Lastwagen in den frühen Nachmittagsstunden des 1. Juni 1946 den Schulhof von Würges. Das ist das Ende dieser unglücklichen Vertreibung aus unserer angestammten Heimat.

Die Zeit nach unserer Vertreibung

Nach der Ankunft in Würges ging meine Mutter mit anderen Leidensgenossen auf die Suche nach einer Unterkunft im Ort. Das erwies sich als sehr schwierig. Erst unter der Mithilfe eines Gemeindevertreters gelang es meiner Mutter ein kleines Zimmer zu bekommen.

In den kommenden dreieinhalb Jahren waren wir mit drei Personen in dem ca. 11 Quadratmeter großen Raum untergebracht; keine optimalen Verhältnisse, aber wir hatten wenigstens wieder ein Dach über dem Kopf.

Zwei primitive Holzbetten, ein kleiner Tisch, zwei Stühle, zwei Schrankteile und zwei Holzkisten mit unseren Habseligkeiten füllten den kleinen Raum. Etwas später kam noch ein Feldbett hinzu, das bei Bedarf aufgeklappt wurde und mir als Ruhelager diente.

Das benötigte Wasser musste bei jeder Jahreszeit aus der Waschküche, die sich außerhalb des Wohnhauses befand, in unser Zimmer im ersten Stock des Wohnhauses transportiert werden. Wie in dieser Zeit fast überall üblich, befand sich die Toilette außerhalb des Hauses im Hof.

In der Folgezeit bekamen wir auf Bezugsschein einen kleinen Einheits-Kochherd, um den Raum auch heizen zu können. Aber der nützte uns nichts, denn es fehlte das Ofenrohr. Man empfahl uns, aus leeren Konser-

vendosen (diese gab es im Abfall der Besatzungsmacht) ein solches selbst anzufertigen; hierzu einen Kommentar abzugeben, fehlen mir heute noch die Worte.

Die ersten Jahre nach der Vertreibung waren von Armut und auch Hunger geprägt. Ein Glück für uns war, dass meine Mutter bei den hiesigen Bauern von mittags bis abends auf den Feldern arbeiten konnte und dafür als Gegenleistung Kartoffeln, Brot oder Milch bekam. Auch das Ähren- oder Bucheckernlesen war eine Möglichkeit in dieser Zeit die Not etwas zu lindern. Mit Dankbarkeit denke ich heute noch an eine Bauersfrau aus unserer Nachbarschaft, die uns am Ersten Weihnachtsfeiertag 1946 mit Mehl, Eiern, Milch und etwas Fett so reichlich beschenkte; für mich war sogar ein kleiner Baukasten dabei.

An den Folgen der schlechten Ernährung und der vielen Arbeit litt besonders meine Mutter, sie erkrankte 1947 an Typhus, was einen drei Monate langen Krankenhausaufenthalt in Cambridge erforderlich machte.

In der Folgezeit wurde uns von der Gemeinde Würges ein kleines Stück Ackerland zugeteilt, wo wir uns selbst Kartoffeln und etwas Gemüse anbauen konnten.

Natürlich fehlte uns mein Vater an allen Ecken und Enden, wir hofften, dass er aus dem verhängnisvollen Krieg gesund zurückkehren würde. Leider mussten wir im Herbst 1947 erfahren, dass er bereits am 30. April 1945

an einer Verwundung in einem Lazarett in Kopenhagen verstorben war.

Durch die Vertreibung trat zwangsläufig auch eine 18-monatige Unterbrechung des Schulunterrichtes ein, was zur Folge hatte, dass ich das zweite Schuljahr noch einmal von vorne beginnen musste. Von den neuen Klassenkameraden wurde ich gut aufgenommen, doch nun galt es viel zu lernen um das Versäumte nachzuholen.

Nach meiner Schulentlassung 1952 erlernte ich das Malerhandwerk und oft musste ich während meiner Lehrzeit Arbeiten verrichten, die mit dem Malerberuf nichts zu tun haben, aber das war in dieser Zeit fast überall die Regel. Anfang der 1950er Jahre war für uns die größte Not überstanden und das eine oder andere Möbelstück konnte neu angeschafft werden. Durch unseren Fleiß und Sparsamkeit konnte 1967/68 sogar der Bau eines eigenen Hauses realisiert werden. Der Erwerb günstigen Baulandes von der Gemeinde Würges war mit ein entscheidender Faktor für die Durchführung dieses Vorhabens.

Inzwischen hatten viele Heimatvertriebene der jüngeren Generation einen Partner fürs Leben unter der heimischen Bevölkerung gefunden, auch ich machte da keine Ausnahme und heiratete 1981 eine „angestammte“ Würgeserin.

Bei der Integration kommt besonders den Vereinen eine wichtige Rolle zu, trugen diese doch zwischen den Hei-

matvertriebenen und der heimischen Bevölkerung zur besseren Verständigung bei. Die Liebe zum Gesang hat mich inzwischen ein halbes Jahrhundert an den Gesangverein „Eintracht“ Würges gebunden. Der Freiwilligen Feuerwehr und dem RSV Würges gewähre ich als passives Mitglied meine Unterstützung.

60 Jahre nach der Vertreibung möchte ich abschließend bemerken, dass wir den Umständen entsprechend hier gut aufgenommen wurden. Dass wir aber mit offenen Armen empfangen würden, hatte niemand erwartet, wer will schon gerne mit fremden Habenichtsen seinen Wohnraum teilen. Zunächst begegnete man uns mit Skepsis und Misstrauen, man ließ es mich fühlen, dass ich ein Heimatvertriebener bin, wenn man mir sagte: „Was willst du denn, wo kommst du überhaupt her?“ Dass man meine Mutter

ungerechterweise des Diebstahls bezichtigte, gehört auch mit zu den weniger schönen Erinnerungen.

Mit der Zeit änderte sich das Bild. Auch die heimische Bevölkerung – damals die „Altbürger“ – musste erkennen, dass die meisten Heimatvertriebenen – inzwischen war von den „Neubürgern“ die Rede – strebsame Menschen waren, die nur das eine im Sinn hatten: wieder als ehrbare Bürger anerkannt und geschätzt zu werden.

In Würges habe ich eine neue Heimat gefunden. Jedoch auch 60 Jahre nach der Vertreibung ist die Treue und Verbundenheit zur angestammten Heimat ungebrochen. Über 30 Reisen ins nordböhmische Binsdorf im Kreis Tetschen-Bodenbach in den vergangenen 40 Jahren sind ein Beleg dafür.

Würges, im Dezember 2006



Vertrieben aus dem Sudetenland

Meine Familie und ich kommen aus der Tschechoslowakei, aus Mährisch-Neustadt. Bei der Gründung der Tschechoslowakei nach dem 1. Weltkrieg (das Sudetenland wurde zwangsweise angegliedert) lebten hier 6 Mill. Tschechen und fast 4 Mill. Deutsche und andere Minderheiten. Unser Verbrechen war, zu den 4 Mill. Deutschen zu gehören. Die Weltmächte mit Churchill, Roosevelt und Stalin waren einverstanden, dass die Tschechen uns aus unserem Land hinauswarfen. Den Tschechen fielen dadurch riesige Vermögenswerte zu.

Ehe wir hier ankamen, waren wir vier Tage im Sammellager in Stefanau. Dort wurden wir visitiert. Alles, was Wert hatte, war bei Strafe verboten mitzunehmen. Was den Tschechen gefiel, wurde ebenfalls kassiert - selbst die Rentendokumente meiner Urgroßmutter. Ich hatte mir ein kleines buntes Flugzeug aus Plastik noch schnell in die Manteltasche gesteckt. Auch das wollten sie mir, einer 6jährigen, abnehmen. Ich hab so laut geschrien, dass sie ihr Vorhaben aufgaben.

Wir schliefen in Baracken auf Stockbetten mit Strohsäcken. Es waren sehr viele Menschen dort. Nach einigen Tagen wurden wir in

Viehwaggons verladen. 30 Menschen mit je 50 kg Gepäck kamen in einen Waggon. Ein Transport bestand jeweils aus 40 Waggons mit je 30 Personen, also 1.200 Menschen. Die Waggons wurden von außen fest verschlossen. Wir Kinder schauten durch ein Astloch. Da nagelten die Tschechen schnell ein Blech darüber. Was ein Kind fühlt, das in einem dunklen Waggon über 4 Tage und Nächte eingeschlossen ist, lassen wir besser weg. Heute sagt man traumatisiert dazu.

Die sanitären Anlagen bestanden aus einem Eimer für diese 30 Personen. Von Zeit zu Zeit hielt der Zug. Dort waren kleine Gräben und ein Balken darüber. Männlein und Weiblein saßen nebeneinander auf den Donnerbalken. Es war entwürdigend.

Wir kamen an die deutsche Grenze, die Lok wurde gewechselt, die Schiebetüren blieben offen. Die weißen Armbinden mit schwarzem „N“, die seit Kriegsende jeder Sudeten-Deutsche tragen musste, auch Säuglinge, flogen aus den Waggons. Das schwarze „N“ auf weißem Grund, 8 x 10 cm, bedeutet nemecky - Deutsche. Den Judenstern kennt jeder, nur das „N“ ist weitgehend unbekannt.

An der deutschen Grenze, in Furth im Walde, wurden wir einem Gesundheitscheck unterzogen. Jeder bekam in die Unterwäsche und vom Hals her ein weißes Pulver mit einer Spritze, sie sah aus wie eine große Luftpumpe. Damit waren wir entlaust.

Das nächste Lager war Villmar an der Lahn. Es gab dort Stein- und Holzbaracken von einer militärischen Einheit. Hier war an den Wänden entlang Stroh aufgeschüttet. Darauf schliefen wir und auch durchziehende Soldaten, die ihre Familien suchten.

Wir waren über Ostern 1946 in Villmar. Es war sehr schönes Wetter und wir gingen spazieren. Da schenkte mir eine alte Frau ein buntes Osterei. Es war das Schönste, das ich je bekommen habe.

Wieder wurden wir auf Lastwagen geladen. Erst die Kisten und Kasten und wir oben darauf. Auf einem Schulhof wurden wir abgeladen und saßen auf unserem Gepäck. Es war der 24. April 1946 und der Ort hieß Erbach.

Der Bürgermeister erschien und begann mit Zwangseinweisungen in die Häuser der Einheimischen. Ein Bauer hatte sich besonders heftig gegen die Aufnahme von Flüchtlingen gewehrt, und gerade dort wurden wir als kleinste Gruppe von 2 Personen eingewiesen.

Wir erhielten ein Zimmer, das schon jahrelang leer gestanden hatte. Man sah es an den Spinnweben. In der Decke war ein großes Loch und die Fensterscheibe war kaputt. Die Miete betrug 7 oder 9 Mark. Es stand ein altes Bett darin und ein Nachtschränken. Als erstes befreite mich meine Mutter von den vielen Sachen, die ich übereinander gezogen hatte. Erstens wegen der Kälte und zweitens zählte diese Kleidung und das Handgepäck nicht zu den 50 kg. Ich wurde gewaschen und bekam ein frisches Kleid an.



Diese Schüssel mit einem Durchmesser von 16,5 cm war Bad, Spüle und Putzeimer.

Dann ging sie schauen, wo die Großeltern untergekommen waren. Sie waren in eine Mühle eingewiesen worden, die heute nicht mehr steht. Es war eine Kammer mit Lehm Boden und die Geschirre der Tiere hingen rundum. - Oma saß auf ihrer Kiste und weinte bitterlich, Ota (Großvater) stand mit hängendem Kopf daneben, unfähig etwas zu unternehmen.

Mutti drängte den Bürgermeister zu einer anderen Unterkunft, die sie dann auch bekamen. Aber der Schock nach allem saß tief.

Nun waren wir hier, wo sollten wir auch hin, wir waren überall fremd. Die Einheimischen hatten eine andere Art zu leben, sie kochten anders, sprachen anders und lehnten alles Fremde ab.

Ota wurde zum Schutträumen nach Frankfurt geschickt. Im Sommer fuhr ich ab und zu mit. Die Arbeiter und ich kamen auf die Ladefläche eines LKW. Dieser fuhr den Kräuter hinauf und über die Böschung auf die Autobahn nach Frankfurt. Ich spielte im Schutt und abends ging es wieder rückwärts, über die Autobahn, die Böschung hinunter und zurück ins Dorf. Ab und zu fand Ota nützliche Dinge im Schutt. Einmal einen Rollschuh und ein paar Wochen später den zweiten.

Ansonsten wurde gesammelt: kleine Ästchen für den Ofen (es waren nur dünne erlaubt mitzunehmen), Bucheckern, Himbeeren, Pilze, (damals gab es noch viele, weil die Einheimischen sie nicht kannten). Auf den Feldern wurden Kartoffeln gestoppelt und Ähren. Auch heruntergefallene Äpfel, obwohl die Feldschützen scharf aufpassten. Die Flüchtlinge und Vertriebenen hatten halt alle Hunger. Es blieb nichts liegen.



Mutti und ich noch zu Hause

Oma ging mit Bauern aufs Feld. Es waren nette Leute und zu Kaffee und Latwerjebrot fand ich mich nachmittags immer ein, egal wie weit entfernt sie auf einem Feld arbeiteten.

Wenn man den Kräuter in Erbach hinauffährt, auf der linken Seite hinter den Bahngleisen, wurden den „Flüchtlingen“ kleine Parzellen zugewiesen, auf denen fleißig gepflanzt wurde. Aber es musste halt erst einmal wachsen. Das Gießwasser wurde unten bei der Schneidmühle aus einem Bach geholt und den Berg hinaufgetragen.

Mutti fand nach 14 Tagen Arbeit in der Bürstenfabrik für 50 Pfennig die Stunde und ich war mir weitgehend selbst überlassen. Als Beruf meines Vaters gab ich immer an: vermisst. Unsere Verwandten und Bekannten waren und sind in der halben Welt verstreut.



Transportmittel für Baumaterial

Auf Bezugschein erhielt meine Mutter ein Feldbett und einen kleinen sogenannten Flüchtlingsofen. Ihr Weihnachtsgeschenk von der Bürstenfabrik bestand aus einem Stuhl. Es gelang ihr, einer einheimischen Arbeiterin einen zweiten Stuhl abzukaufen. Wir hatten wieder etwas Eigenes.

Ansonsten war ich mit Schicksalsgenossinnen im Dorf unterwegs. Bei schlechtem Wetter wurde es kritisch. Meine Freundin lebte mit ihrer Familie bei frommen Leuten auf dem Dachboden. Wir schlichen die Holzstufen hinauf. Aber egal wie leise wir waren, sie knarrten und unten ging die Tür auf und wir wurden ausgeschimpft. Hatten wir das überstanden, mussten wir an einem Taubenschlag vorbei. Es war recht dunkel und aus dem Verschlag kamen für uns unheimliche

Laute. Wir waren heilfroh, wenn wir den Dachboden erreicht hatten. In dem Bauernhaus, in dem wir untergebracht waren, gab es ein gleichaltriges Mädchen. Sie durfte nicht mit mir spielen. Sie war die Tochter der Besitzer und ich der bettelarme hergelaufene Flüchtling. Wie es das Schicksal so will, heiratete sie den jüngsten Bruder meines Stiefvaters und kam so in die Familie.

Besonders verletzend fand ich zu allem Elend die Bezeichnung: Bittschön, Kartoffelkäfer, Zigeuner u.a. mehr. Selbst in letzter Zeit fiel hier in Camberg der Ausdruck: die ewig Gestrigen. Als ob man alles vergessen könnte, selbst wenn man das will.

Die Verpflegung war ein riesiges Problem. Es gab nichts zu kaufen. Der Bauer, bei dem wir untergekommen waren, hatte zwar Kartoffeln, Eier, Speck und Milch, aber halt nicht für uns. Geld hatte keinen Wert. Das Wenige, das wir auf Lebensmittelkarten bekamen, hatte keinen Nährwert. So entwickelten sich Hungergeschwüre, die lange nicht heilen wollten.

Irgendwann hat man festgestellt, dass ich in die Schule müsste. Ich hatte keine Tafel und keine Schultasche. Ota hat einen Schieferstein von der Lahn mitgebracht. Den hat er viereckig behauen und mit einem Schleifstein versucht einigermaßen glatt zu bekommen. Das war dann meine Tafel. Als Schulranzen bekam ich eine Tasche aus Pappe, die aber zwei Henkel hat-

te, einen hing ich mir um den Hals. Es sollte wie ein Schulranzen aussehen, war aber nicht sehr bequem. Es kam vor, dass ein Kind vor Hunger im Unterricht weinte. Wir waren durchweg unterernährt. Ein Lichtblick war die von den Amis eingeführte Schulspeisung. So vergingen die Jahre.

Bereits 1951 heiratete Mutti einen Einheimischen, einen Spätheimkehrer, der seine Jugendjahre in einem Bergwerk im Ural verbracht hatte. Er hatte nichts und sie hatte nichts.

Von der Gemeinde wurde auf der Staffel in Erbach Bauland bereitgestellt und die ersten Bauwilligen unterstützt. Fehlendes Baumaterial, wie Zement und Kalk, holte ich mit dem Handwagen aus Camberg. Am Beginn der Staffel in Erbach musste ich warten und mit drei Personen schoben wir den Handwagen dann den Berg hinauf. Das Bauen war ein großes Risiko, da alle nichts hatten und man nicht wusste, wie es weiterging. Wie sollten die Häuser abbezahlt werden? Aber der Wohnraum reichte nicht, so zogen viele Familien schon mal in den Keller und bauten dann oben weiter.

Zehn Jahre später heiratete auch ich, einen echten Camberger, aber erst als wir uns ein eigenes kleines Häuschen bauten, fühlte ich mich zu Hause.

Nur ab und zu muss ich einfach doch im fernen heutigen Tschechien nach meinen Wurzeln schauen.

Und Edvard Benesch, der die Entrechtung und Vertreibung der Deutschen veranlasste, wird auch heute noch verehrt. Tschechien stellte noch am 24.02.2004 fest, dass Edvard Benesch sich um den Staat verdient gemacht hat. Auch die EU hatte keine Probleme Tschechien aufzunehmen.



50 Jahre nach unserer Ankunft mit der Originalkiste

Christel Neuberger

Erinnerungen ab September 1946

Dabei fällt mir zuerst ein, dass wir mit Sack und Pack auf ein Fuhrwerk verladen wurden. „Wir“ waren: Meine Eltern, meine Schwester Helga, ich und die Eltern meines Vaters.

Wir wurden von Rippau, Kreis Hohenstadt, in Mähren nach Müglitz an der March in ein Lager gebracht. Wie lange wir dort waren, weiß ich nicht. In diesen Tagen sagte eine Frau: „Heute ist Freitag der 13.! Wie wird es uns ergehen?“

In Müglitz wurden Transporte zusammengestellt. Aus meinem Geburtsort wurden mehr als 60 Personen in zwei Viehwaggons „gepfercht“ und nach Villmar transportiert. Fast alle „landeten“ in Camberg. Damals waren meine Schwester neun und ich elf Jahre alt. Zu Villmar fallen mir nur der Steinbruch mit den Baracken und die Lahnbrücke ein.

Am 25. 9. 2006 waren die wenigen, die noch leben, exakt 60 Jahre in Camberg. An diesem Tag im Jahre 1946 wurden wir auf Lastautos verfrachtet und nach Camberg gebracht. Am damaligen „Nassauer Hof“ wurde abgeladen. Mich hob ein großer farbiger US-Soldat vom Wagen. Da ich noch nie einen dunkelhäutigen Menschen gesehen hatte, muss ich ziemlich verdutzt geschaut haben. Er schenkte mir spontan eine Tafel Schokolade.

Die Unterkünfte bekamen wir noch am gleichen Tag. Die Großeltern erhielten zwei kleine Räume über der Hofeinfahrt von „Neukrämers Schorsch“ in der Strackgasse. Meine Familie bekam die Adresse: Parkhaus Junghans. Das Parkhaus entpuppte sich als ein Häuschen am Ende des Dombacher Weges, in welchem die Familie Junghans Seidenraupen gezüchtet hatte. Es war ca. 20 m² groß. Das Inventar bestand aus einer Bank ohne Lehne und einem aus Ziegeln gemauerten Herdchen. Strom war auch nicht vorhanden. Die Toilette war außerhalb, sowie das Wasser, dessen Leitung im Winter morgens erst aufgetaut werden musste. Für Onkel Josef – den Vater von Hugo Neuberger – waren wir zeitlich „die Seidenrüpchen“.

Solange das Anwesen der Familie Junghans gehörte, durften wir mietfrei wohnen. Als eines Tages ein halber Kastanienbaum aufs Dach fiel und die Stadt etwas reparieren musste, hat Bürgermeister Hemmerle gleich „abkassiert“. Es schlug dort auch einmal ein kalter Blitz ein, bei dem zum Glück an zwei Stellen nur der Putz von der Wand fiel.

Es war auch ein Glück, dass der Vater, bevor er als Aufseher in das Gefängnis nach Mürau ging, Schreinermeister war. Er baute zuerst ein Gestell zum Aufhängen der Kleider und



funktionierte eine Transportkiste zum Geschirrschrank um. Später gab es auf Bezugschein Feldbetten, einen eisernen Herd und nach und nach Möbel. Mit der Zeit baute er aus ungebrannten Backsteinen einen zweiten Raum an sowie Holzschuppen mit Hasen-, Hühner- und Ziegenstall.

Unsere Mutter hat damals Unglaubliches geleistet. Sie arbeitete morgens oder abends im Parkhotel (Ehepaar Dernbach), hatte Putzstellen, half bei verschiedenen Bauern auf den Feldern und bewirtschaftete – neben der Hausarbeit – noch drei Gärten. Nebenbei wurden im Wald Beeren gepflückt, nach der Ernte Ähren gelesen, Kartoffeln „gestoppelt“, Bucheckern gelesen und mit dem Handwagen Holz aus dem Wald geholt. Von den Haustieren ganz zu schweigen!

Weil ich etwas verdienen wollte, trat ich – wie andere auch – aus der siebten Volksschulklasse aus. Ich war ca. zwei Jahre in zwei verschiedenen Haushalten beschäftigt und bekam dann in Niederselters durch Vermittlung von Liesel Peuser aus der Rosengasse einen Ausbildungsplatz zum Industriekaufmann. Nach der Prüfung blieb ich noch etwa eineinhalb Jahre in diesem Betrieb und wurde dann von Frau Hederer für eine Beschäftigung als Lohnbuchhalterin angeworben. Diese Arbeit bei der Firma Huppertsberg führte ich 8 Jahre aus.

Die Großeltern waren inzwischen zu Familie Pauli-Nicklas an die Kreuzkapelle gezogen, wo die Großmutter im April 1950 verstarb. Unser Vater, der sich als Rekrut beim tschechischen Militär ein Lungenleiden zugezogen

hatte, verstarb zehn Tage nach seiner Mutter im Alter von 43 Jahren.

Während meiner Schulzeit war meine „dritte Heimat“ die Familie Bierod in der Obertorstraße. Da gab es vier sportliche Töchter, von denen drei turnten. Sie nahmen mich mit in den Verein, wo ich meinen späteren Mann Karl kennenlernte. In der TG war ich ca. 15 Jahre aktiv und bin heute noch Mitglied. Dem leider schon verstorbenen Kassierer August Hollingshaus war ich längere Zeit bei den Jahresabschlüssen behilflich.

Im Jahr 1962 heiratete ich und 1965 wurde unser Sohn Frank geboren, der inzwischen eine Fachhochschule als Dipl. Ing. für Versorgungstechnik absolvierte. Ich habe eine Enkelin und einen Enkel und bin seit einigen Jahren verwitwet.

Wie viele Menschen wurde auch ich mit Ignoranz, Überheblichkeit, Ausgrenzung und eiskaltem Egoismus konfrontiert. Wahrscheinlich hätte ich vieles schneller verarbeitet, wenn ich das Zitat von Bill Clinton schon früher gekannt hätte: „Die Menschen mit einem großen Maul haben ein kleines Gehirn“.

Weil alles im Leben zwei Seiten hat, wage ich nicht zu beurteilen, ob die Vertriebenen mehr als andere für den verlorenen Krieg bezahlt haben. Ich glaube, dass für alle Personen, welche diese schlimme Zeit psychisch und körperlich wenigstens einigermaßen unbeschädigt überstanden haben, der Satz gilt: „Was uns nicht umbringt, macht uns stärker“.



Das Ehepaar Paschin in Camberg

Als Flüchtlinge kamen infolge des letzten Krieges nicht nur Deutsche nach Camberg, auch Russen waren von diesem Schicksal betroffen, wie Sergej und Sophie Paschin.

Sergej Paschin, geb. 14.6.1916 in Dwinsk in Russland (Lettland), mit orthodoxem Glaubensbekenntnis, Beruf Schriftsteller, russische Staatsangehörigkeit, war verheiratet mit Sophie Paschin, geborene Spiridon, geb. 17.9.1920 in Kuldige, Russland (Lettland), orthodoxen Glaubensbekenntnisses, Hausfrau, russische Staatsangehörigkeit. Sophie hatte Medizin studiert, das Studium aber nicht beenden können.

Das Ehepaar Paschin wurde zunächst im D.P. Staatenlosen Lager in Kassel untergebracht. Sie waren auf der Flucht vor der Roten Armee und den sowjetischen Behörden, da Sergej als Schriftsteller gegen das kommunistische Regime geschrieben hatte. Im Jahr 1946, etwa zu der Zeit, als die Heimatvertriebenen in Camberg ankamen, kamen auch Paschins nach Camberg. Von der Stadtverwaltung wurden sie in das Haus Eichbornstraße 12 eingewiesen. (Nach einer Änderung der Hausnummern

hat das Haus heute in der Eichbornstraße die Nummer 15) Am 31.5.1949 erfolgte die Abmeldung nach New York, USA.

Das Haus war damals Eigentum von Johann Nicklas, seine Ehefrau Franziska, geb. Peuser, war kurz zuvor verstorben und es war das Elternhaus von meiner Mutter und auch von mir. Das Ehepaar Paschin wurde, neben einem weiteren Mann, der aber bald wieder wegzog, auf Anordnung der Stadtverwaltung in dem Haus aufgenommen.

Paschins bewohnten im Dachgeschoss eine Mansarde und im ersten Stock die Wohnküche meiner Mutter. Meine Mutter und ich wohnten zusammen mit meinem Großvater im Erdgeschoss, dort befanden sich die Küche, ein Wohn-Schlafzimmer und noch eine kleine Schlafkammer. Im ersten Stock hatten meine Mutter und ich unser Schlafzimmer. Paschins hatten keine eigenen Möbel, sie nutzten die Möbel, die in den ihnen überlassenen Räumen vorhanden waren.

Sergej Paschin wurde von Heimweh nach Russland gequält und lebte immer in der Angst, vom russischen Geheimdienst entdeckt zu

werden. Daher bemühte sich das Ehepaar auch um die Einreisege-
nehmigung in die USA. Dort erst,
so glaubten sie, seien sie sicher.

Geld verdiente Sergei durch
schriftstellerische Arbeiten. Dabei
arbeitete er für eine Stelle in Lim-
burg, vor allem aber schrieb er
Artikel für den Possev-Verlag in
Frankfurt, den es heute noch
gibt.

Sergei schrieb in der Zeit, in der
er in Camberg lebte, einen Ro-
man in russischer Sprache. Er
wurde von Helene von Ssachno
ins Deutsche übersetzt und ist
1949 im Verlag Bücherstube
Fritz Seifert, Hameln, erschienen.
Das Buch trägt den Titel „Unru-
hig schlägt das Herz“ und den

Untertitel „Wolga-Roman“. Als
Verfasser ist Sergei Maximoff
angegeben. Das Pseudonym be-
nutzte Sergei Paschin aus Angst
vor dem russischen Geheim-
dienst. Einmal erhielten Paschins
ein kleines, aber schweres Paket.
Herr Paschin glaubte, es sei eine
Bombe darin. Er deponierte das
Paket in einem Holzstapel und
brachte es später zum Rathaus.
Dort wurde das Paket geöffnet.
Es enthielt flüssige Schokolade.

Meiner Mutter sagte er, sie dür-
fe zu ihrem eigenen Schutz nie-
mals sagen, dass sie Paschins
kenne, oder dass sie gar hier
gewohnt hätten. Er lebte in der
Angst, die Sowjets könnten auch
nach Camberg kommen.



Mai 1949 im Hof Eichbornstraße 12:

Wilma Dörn, Sophie Paschin, Klaus Kraft, Margret Seck, Margarete Kraft, Sergei
Paschin, Marliese Dörn, davor Erika Litzinger, Wolfgang Heyn (v.l.n.r.)

Das Ehepaar Paschin war bei uns im Haus und in der Nachbarschaft gut integriert und anerkannt. Befreundet waren sie mit unserer Nachbarin, Hedy Litzinger (heute Wegner). Dem Leben und Überleben in der damaligen Zeit diente auch ein Garten in den Pfortenwiesen, der vor allem von Sophie bearbeitet wurde. Auch Ährenlesen, Bucheckern und Pilze sammeln halfen dazu. (Ab 1949 wurde der Garten noch einige Zeit von den Familien Margarete Kraft und Franz Nicklas bestellt.)

Sophie sammelte Pilze auch weit im Camberger Hinterwald. Dabei sah sie einmal im Bereich des östlichen Russeweges (!) ein Ru-

del Hirsche. Davon war sie begeistert und erzählte, dass sie Hirsche gesehen habe, „ein Mann und viele Frauen“, so beschrieb sie die Begegnung. Vor ihrer Abreise, es gab inzwischen in unserer Familie einen Fotoapparat (Bilora Box), wurden noch recht viele Fotos gemacht, vor dem Haus und im Kurpark, die heute noch vorhanden sind.

Als Paschins die Einreisegenehmigung für die USA hatten, waren sie erleichtert und fuhren am 31.5.1949 zunächst nach Bremen, wurden im Transit-Camp-Grohn untergebracht und reisten am 7.6.1949 mit dem Schiff „General Mersy“ nach New York ab, wo sie am 19.6.1949 ankamen.



*Mai 1949 vor dem Haus Eichbornstraße 12:
Margarete Kraft, Klaus Kraft, Sergei Paschin und Sophie Paschin (v.l.n.r.)*



Mai 1949:

Das Ehepaar Paschin an den Mansardenfenstern Haus Eichbornstraße 12

In einem Brief vom 10.7.1949 schrieb Sophie Paschin aus New York u.a.:

„Wenn erinnere mich von diese Reise, dann kann ich fest sagen, das war schönste tagen meines Lebens“ und später weiter: *„Jetzt wohnen wir in New York, unserem Wohnung hat 3 Zimmer, Küche, Badezimmer, aber uns gefällt nicht, weil im Zentrum der Stadt viel staub, und sehr unruhige. Bewegung ganzen Tag und Nacht. Die Geschäfte ganzen Nacht auf.“*

Die Luft ist furchtbar fön Benzin, und dazu furchtbare Hitze bis 50°C. Jetzt wir suchen schon andere Wohnung, wo kann man bischen ruiger leben. So oft errinern wir uns unserem schöne Camberg,“

Sophie besuchte meine Mutter und mich in den 70er Jahren in der Heinrich-Fend-Straße. Ihr Mann Sergei war inzwischen verstorben. Sie war jetzt in zweiter Ehe mit einem Amerikaner, von Beruf Professor, verheiratet.

Dokumente aus dem Stadtarchiv zur Aufnahme der Vertriebenen in Bad Camberg

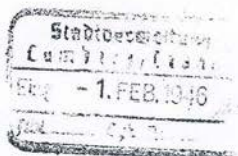
| | Nov. 45 | Mai 46 | Sept. 46 | Dez. 46 | Jan. 47 | Feb. 47 | April 47 | Mai 47 | Dez. 47 | April 48 | Feb. 49 | Juni 55 |
|--------------------------------------|---------|--------|----------|---------|---------|---------|----------|--------|---------|----------|---------|---------|
| Einheimische | 2500 | 2600 | 2681 | 2640 | 2640 | 2445 | 2458 | 2640 | 2700 | 2837 | 2854 | 2961 |
| Evakuierte, Flüchtlinge, Vertriebene | 287 | 644 | 1095 | 1283 | 1291 | 1484 | 1504 | 1506 | 1073 | 1154 | 1177 | 1070 |
| Darunter: Evakuierte | 113 | | | | | 585 | 591 | | 291 | | 289 | 93 |
| Flüchtlinge, Vertriebene | 174 | | | | | 899 | 913 | | 782 | | 877 | 974 |

Camberg, den 29. Janr. 1946

An den

Herrn Bürgermeister der Stadt

C a m b e r g



Vor einigen Tagen beschlagnahmte die Wohnungskommission bei mir einen Raum, dagegen muss ich jedoch Protest erheben und zwar mit folgender Begründung:

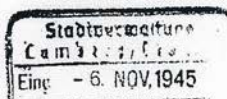
Meine Wohnung ~~setzt~~ setzt sich zusammen aus einer kleinen Küche, einem Schlafzimmer für mich sowie einem Schlafzimmer für meine beiden unverheirateten Töchter, ausserdem einem Arbeitsraum für meine Tochter Lenchen, welche hierin ihre Schneiderei betreibt. Diesen Raum benötigt diese dringend, denn wie und wo soll sie ihr Brot verdienen, wenn man ihr die Möglichkeit nimmt.

Ich bitte Sie daher um Freigabe des durch die Wohnungskommission beschlagnahmten Zimmers.

Hochachtungsvoll !

Camberg, den 5.11.1945
Strackgasse

Herrn
Bürgermeister
Camberg



Betr.: Wohnungszuteilung.

Fischel

Ich bitte höflichst um Zuteilung einer Wohnung.

Begründung:

Z.Zt. habe ich ausser einer Küche nur einen Raum von 9 (neun) qm Flächeninhalt zum Wohnen zur Verfügung. In demselben muss ich mit 5 Personen leben. Mein Schwiegervater von 72 Jahren schläft auf einer Kautsch in der Küche, die ebenfalls nur 9 qm gross ist, während eines meiner Kinder bei meiner Frau im Bett schlafen muss, da ich kein Kinderbett stellen kann. Wasser ist nicht in der Wohnung. Dasselbe muss ich im Klosett, welches mehreren Parteien zugänglich ist, holen. Keller und Speicher sind ebenfalls nicht vorhanden. Meine Winter-vorräte und das Holz habe ich bei Familie Haar am Ringofen - 1 km von meiner Wohnung entfernt - liegen. Die Wasche muss meine Frau auch am Ringofen waschen, da keine Waschküche eingerichtet ist. Ich habe so dauernd grosse Schwierigkeiten, wenn die Wasche, die Kartoffel, die im Winter sehr leicht erfrieren, das Holz und andere Sachen lfd. hin und her transportiert werden müssen. Die 2 in Frage stehenden Räume liegen direkt über einer Toreinfahrt, sodass die Wohnung im Winter sehr kalt ist, was für meinen 3 Jahre alten Sohn sehr nachteilige Folgen haben kann, da dieser bereits an einem chronischen Bronchialkatarrh leidet. Für mein Töchterchen von 2 Jahren ist dies ebenfalls nicht sehr gesund. Auf Grund der wirklich engen Wohnverhältnisse und der vorstehend geschilderten Misstände, bitte ich daher nochmals höflichst meinem Antrage auf Zuteilung einer Wohnung stattzugeben.

Hochachtungsvoll !

Camberg (Nassau), den 25. November 1945

An das

Wohnungsamt

C a m b e r g (Nassau)

Hierdurch erlaube ich mir höflichst, Ihnen folgende Bitte vorzutragen.

Meine derzeitige Wohnung besteht aus einem Zimmer (4.47 x 2.80) und einer Küche (3.00 x 2.57), ohne Keller und sonstigen Nebenräumen.

Da Aussicht besteht, daß mein Mann bald zurückkommt, wäre ich Ihnen für Zuweisung einer größeren Wohnung sehr dankbar, da ein weiteres Verbleiben meiner herangewachsenen Kinder im gemeinschaftlichen Schlafzimmer unmöglich ist. Meine 17 jährige Tochter und 9 jähriger Junge benötigen dringend ein zusätzliches Zimmer.

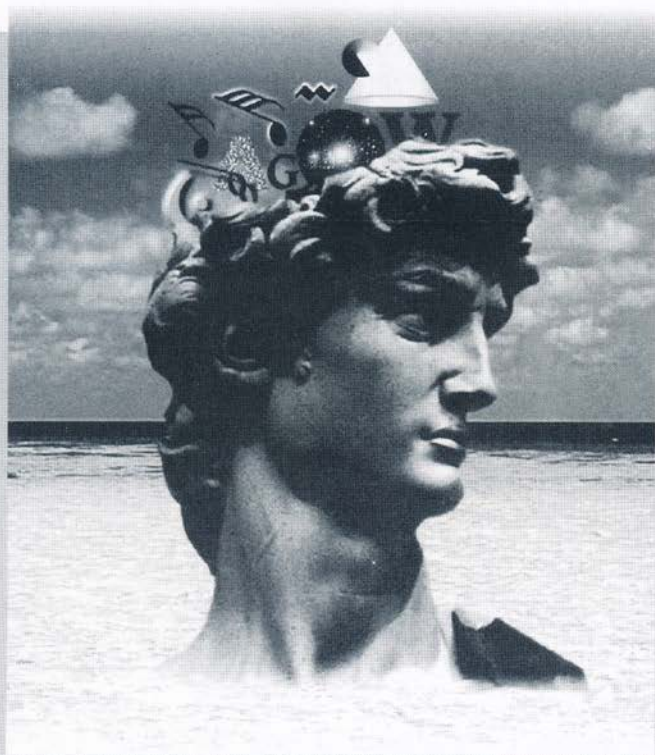
Mein Junge schläft immer noch in seinem Kinderbett, was aber weiterhin unmöglich, weil es für ihn zu klein ist. Meine Tochter muß im Bett meines Mannes schlafen, da ich in den kleinen Räumen keine Möglichkeit habe weitere Betten aufzustellen. Vielleicht ist meine Wohnung mit Leuten zu tauschen, denen nach dem Gesetze eine kleinere Wohnung zusteht.

Ich bitte das Wohnungsamt, bei der jetzigen Wohnraumgestaltung mich berücksichtigen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Marktplatz Nr

Kultur, Grundlage für Fortschritt und Vorsprung



Das **«Wir machen den Weg frei»** Prinzip



Vereinigte Volksbank eG Limburg

Frankfurter Straße 26 • 65520 Bad Camberg • Tel. 06434/9136-825

info@vvblm.de • www.vvblm.de

175 Jahre CVC - es begann mit drei Fastnachtsumzügen

In diesem Jahr feierte der Carneval-Verein Camberg 1832 e.V. mit einem großen Fastnachtsumzug sein 175-jähriges Bestehen. Der Verein bezieht sich nicht wie üblich bei Vereinsgründungen auf ein Gründungsprotokoll oder die ersten schriftlichen Nachrichten, sondern auf zwei Bild-dokumentationen von Fastnachtsumzügen der Jahre 1832 und 1833. Heinrich Neuberger, Vorstandsmitglied der damaligen „Carnevals-Gesellschaft Camberg“ zeichnete detailliert und in Farbe die Umzüge mit den Darstellungen von „Wilhelm Tell“ (1832) und „Ägyptischer Josef“ (1833). Den ersten Umzug sieht der Carneval-Verein als sein Gründungsjahr an. Damit zählt er zu den ältesten Vereinen Bad Cambergs und der Region, aber auch zu den ältesten Karnevalvereinen in Deutschland.

Aus der Gründerzeit des CVC sind nur die beiden Bilder von Neuberger bekannt. Sonstige Informationen gab es nicht. Im Pfarrarchiv der kath. Pfarrgemeinde St. Peter und Paul Bad Camberg befindet sich die

Pfarrchronik von Pfarrer Franz Lothar Roos die er während seiner Amtszeit geschrieben hatte. Hier fand ich die Aufzeichnungen, dass auch 1834 ein dritter Fastnachtzug in Camberg stattfand, und es vermutlich für die nächsten Jahre der letzte war.

Franz Lothar Roos wurde am 16. September 1775 in Limburg geboren. Sein Vater war dort als Chirurg tätig. Durch verwandtschaftliche Beziehungen kam er an das St. Georgs Stift in Limburg und wurde 1799 zum Priester geweiht. 1806 kam er als Pfarrer nach Camberg. Hier hatte er Camberg, Dombach, Erbach, Oberselters, Schwickershausen und Würges mit 3673 Seelen zu betreuen. Er soll ein sehr strenger Seelsorger gewesen sein, der nur schwer den Übergang vom Kurfürstentum Trier zum Herzogtum Nassau überwand. Bis zu seinem Tod am 16. Dezember 1838 war er Pfarrer in Camberg.

Für uns Historiker ist Pfarrer Roos einer der bedeutenden Chronisten Cambergs. Von 1806 bis 1836 schrieb er



1832: *Wilhelm Tell*,
 von Heinrich Neuberger,
 Quelle: Reprofotografie Foto Schorn

seine 423-seitige Chronik. Es war die Zeit der Kriege und Truppendurchzüge, aber auch der Beginn einer neuen Zeit und Aufbruchstimmung in der Stadt. Die Stadtmauer fiel, Wohnhäuser wurden außerhalb der Stadt gebaut. Neue Kirchen in Erbach und Würges, Schulgebäude in Camberg, Erbach, Würges und Schwickershausen, sowie das Stadthaus am Marktplatz errichtet.

1828 gründete Roos mit 18 Leuten einen Musikverein, dessen Zweck es war, junge Leute vom Spielen und Trinken abzuhalten, den Einwohnern vergnügte Stunden zu bereiten und den Gottesdienst beim Gesang mit Blasinstrumenten zu begleiten, wie er in der Chronik schrieb. Er selbst blies in dieser „Dilettanten-Capelle“ (Laienkapelle) ein Fagott.

Zur Camberger Fastnacht berichtete Franz Lothar Roos wie folgt:

1833: (Seite 394 – 395)

„Fastnachtsspiel

Am 19ten Februar als am Fastnachtsdienstag hielten die jungen Bursche dahier einen sogenannten Fastnachtzug. In den ersten Jahren meiner Pfarrverwaltung durfte sich Niemand mit einer Maske auf der Straße sehen lassen. Der damalige Herr Oberamtmann Freiherr von Schütz hatte den ganz wichtigen Grundsatz: wo dieser Unfug noch nicht ist, da muß man ihn auch nicht hinkommen lassen. Allein im Verlaufe der Zeit, und die Zeit schreitet immer vorwärts und läßt sich nicht aufhalten, konnte dem Vergnügen sich zu maskieren, nicht gewehrt werden. Seit einigen Jahren hatten nun die jungen Leute an diesem Tage öffentlich Aufzüge mit Musik und Gesang. Im Jahre 1832 spielten sie Wilhelm Tell, - in diesem Jahr Joseph und seine Brüder. - Über Unarten und Unfug kann und darf ich nicht Klagen führen.“

1834: (Seite 398)

„Fastnachtzug

In diesem Jahr fiel die Fastnacht auf den 12ten Februar. An diesem Tag hielten die jun-

gen Burschen abermals einen sogenannten Fastnachtzug mit Musik. Sie spielten den König David im Kampfe mit Goliath. Das ganze lief ohne Unordnung und Ausschweifung ab, und wenn dann solche Volkslustbarkeiten ohne Verletzung der Ehre, der Gesundheit, der Sittlichkeit, des Gewissens, ohne Sünde dahingehen, so mag man wohl darüber wegsehen, obgleich sie viel Geld kosten und doch nicht zu hindern sind, da alle dergleichen Auftritte heut zu tage im Geist der Zeit liegen, die gar schrof und widerspenstig ist. -“

1835: (Seite 406)

„Fastnacht

In diesem Jahr fiel die Fastnacht auf den 3ten März, und war gegen vorige Jahre ein ganz ruhiger Tag. Der an diesem Tage sonst übliche Fastnachtzug wurde nicht gehalten. Die jungen Bursche wurden entweder nicht einig, oder sie fühlten Mangel an Barschaft in ihrem Sacke. - -. Es war übrigens so recht gut.“

Soweit die Aufzeichnungen von Franz Lothar Roos in seiner Chronik.



1833: Ägyptischer Josef, oder „Joseph und seine Brüder“ von Heinrich Neuberger, Quelle: Reprofotografie Foto Schorn

1833 bemerkte Roos, dass Oberamtman Benedikt Marian Freiherr von Schütz zu Holzhausen (* 1739 + 1793) kein Freund der Fastnacht war. 1788 schreibt der Oberamtman in seiner Amtsbeschreibung zu diesem Thema:

„Die Fastnachtsgelage dauerten mit allerlei Kurzweil vermummter Gassen- und Amtsschwärmer, mit Essen und Trinken, mit öffentlichen und privaten Belustigungen, mehrere Tage und Nächte.“

1812 drohte sein Sohn und Amtsnachfolger Friedrich August von Schütz jedem Bürger, wenn er an den Fastnachtstagen öffentlich mit einer Maske angetroffen würde, 10 Gulden Strafe oder entsprechende körperliche Züchtigung an.

Der Maler Heinrich Neuberger

Überliefert ist, dass er Vorstandsmitglied der „Carnevals-Gesellschaft Camberg“ war. Er wurde am 12. Oktober 1809 in Camberg geboren. Seine Eltern waren Lorenz Neuberger (1781 – 1839) und Anna Maria Flach (1777 – 1857). Vater Lorenz lernte Gärtner auf dem Schlossgut des Freiherrn von Fechenbach in Sommerau im Spessart. Oberamtmann Benedikt Marian Freiherr von Schütz zu Holzhausen holte ihn nach Camberg, um seinen Garten (heute Teil des Kurparks) anzulegen. In Camberg ehelichte Lorenz Neuberger Anna Maria Flach, eine Kammerjungfer der Familie des Freiherrn.

Ihr Sohn Heinrich blieb der Familientradition treu und erlernte den Beruf des Gärtners. 1851 heiratete er Katharina Dembach aus Schwickershausen. Von ihren vier Kindern wanderte Heinrich Neuberger jr. nach Kalifornien (USA) aus. In San Francisco betrieb er eine große Gärtnerei mit 12 Gewächshäusern. Durch die Züchtung von Maiglöckchen soll er ein großes Vermögen erworben haben. 1895 kam er nach Camberg zurück, erbaute sein Haus in der Bahnhofstraße 45, starb aber schon zwei Jahre später.

1832 und 1833 malte Heinrich Neuberger sen. die beiden Camberger Fastnachtsumzüge, die heute als wertvolle Dokumente der Bad Camberger Fastnacht gelten.

Quellen:

- Fischer, J.G.W. und Schütz v. Holzhausen, B.M.: „Wen Gott lieb hat dem gibt er Wohnung und Nahrung im Amt Camberg“, Schrifffolge Goldener Grund Nr. 21, Bad Camberg 1983
- Göbel, C.: Die Geschichte des Carneval-Vereins Camberg 1832 e.V., Homepage: www.carneval-verein-camberg.de, Bad Camberg 2007
- Pfarrarchiv St. Peter u. Paul, Bad Camberg, 1.02: Roos, F.L.: Chronik der Pfarrei Camberg, 1806 - 1836
- Schmitt, H.: Familien der Stadt Camberg, Orts-Sippenbuch bis 1874, EDV Ausdruck, Köln 1999
- Thuy, H.: Aus der Geschichte des Carneval-Vereins Camberg, in: Historisches Camberg, Nr. 35, Jg. 2002, Seite 13ff

Peter K. Schmidt

Fastnacht in Camberg

In römischer Zeit wurden mit den Saturnalien für einige Tage im Dezember die Herrschaftsverhältnisse zwischen Sklaven und Herren umgekehrt, ein „König des Trinkens“ (rex bibendi) übernahm die Herrschaft und die Moral lockerte sich erheblich. Der Hofnarr des Mittelalters war nicht auf diese Tage beschränkt, er durfte jederzeit seinem Herrn ungestraft die Wahrheit sagen. Die „tollen Tage“ der modernen Fastnacht, mit dem närrischen Treiben und den Umzügen, in denen nicht selten die Herrschenden in drastischer Weise vorgeführt werden, nehmen beide Traditionen auf. Mit anderen Worten, bei der Fastnacht geht es – auch – um Herrschaftskritik.

Der Camberger Amtmann Benedikt Marian Freiherr von Schütz zu Holzhausen erwähnte in seiner Amtsbeschreibung um 1790, dass die Fastnachtsgelage mit allerlei Kurzweil vermummter Gassenschwärmer, Essen und Trinken, privaten und öffentlichen Belustigungen mehrere Tage und Nächte dauerten.¹ Hierin eiferten sie den Einwohnern der kurfürstlichen Residenz Koblenz nach, wo

unter wohlwollender Anteilnahme des Erzbischofs Clemens Wenzeslaus häufig Maskenbälle und auch Maskenumzüge stattfanden.

Wegen Störungen der öffentlichen Ordnung, z. B. durch das Eindringen Maskierter in fremde Häuser, hatte der Kurfürst durch eine entsprechende Verordnung schon 1782 das Maskentreiben einzuschränken gesucht, mit wenig Erfolg.²

Mit den Revolutionskriegen in den 90er Jahren änderte sich die Lage, Clemens Wenzeslaus unterstützte angesichts der Lage des Landes die Fröhlichkeit nicht mehr. Auch den Militärs, die nun zunehmend im Rheinland das Sagen hatten, war das Maskentreiben aus verständlichen Gründen suspekt und sie versuchten, es zu unterbinden. Gänzlich ließ sich das Feiern nicht abstellen. Trotz der langen Kriegsjahre, trotz der häufigen Besetzungen durch Franzosen und trotz der häufig schmerzlichen Folgen des Krieges ließen sich die Rheinländer ihre Fastnacht nicht nehmen. Allerdings begannen die Franzosen damit, die Fastnachtstunlichkeiten zur

Finanzierung der Armenfürsorge zu nutzen, die nach der Verstaatlichung des Kirchenbesitzes zur staatlichen Aufgabe geworden war.³

In Camberg wurde Schultheiß Fend am 1. 2. 1812 von Ober-Amtmann von Schütz angewiesen, gegen das angeblich „neuerdings“ sich verbreitende Maskentragen vorzugehen und dagegen, dass jüdische Geschäftsleute diese Ware ohne Erlaubnis anboten.

Leuten die tags oder nachts mit Maske angetroffen werden, wird eine Geldstrafe von 15 Gulden (damals eine ungeheure Summe) oder körperliche Züchtigung angedroht. Das Verbot wird offensichtlich übergangen, denn vom 5. 2. 1815 findet sich eine Wiederholung des Verbots bei den Akten, jedoch bei 10 Gulden Strafe, wovon die eine Hälfte den Armen gegeben werden soll und die andere Hälfte dem Denunzianten. Jeder ist berechtigt, den Maskierten beiderlei Geschlechts die Larve herunter zu reißen. Die Namen der Übeltäter sollen von der Kanzel verkündet werden.

Von Schütz erklärt, er werde so lange er könne gegen den „von Müßiggängern benachbarter Städte entlehnten Unfug“ vorgehen.⁴

In Köln, das nun preußischer Herrschaft unterstand, hatte sich seit 1823 neben dem ungeordneten Narrentreiben die Tradition des Rosenmontagszuges etabliert, was Goethe im fernen Weimar zu großem Lob inspirierte:

*„Merkwürdig ist's alle Fälle,
daß in den jetzigen Tagen ein
solcher Humor sich hervorthut,
den man geistreich, frei, sinnig
und gemäßigt nennen kann...
alle Hochachtung verdienen
die Civil- und Militär-Behörden,
welche mit freisinniger Würde
die Sache geschehen ließen...“*

Und er widmete dem Kölner Karneval sogar ein Gedicht als Dank für eine Einladung zum Zug von 1825:

*Da das Alter, wie wir wissen
Nicht für Thorheit helfen kann;
War es ein gefundner Bissen
Einem heitern alten Mann,
Daß am Rhein,
dem vielbschwommenen,
Mummenschar sich
zum Gefecht
Rüset, gegen angekommenen
Feind zu sichern altes Recht.*

Der „neu angekommene Feind“ können eigentlich nur die Preußen sein, die sich streng an die Zensurbeschlüsse von Karlsbad hielten, und sogar das Gedicht von Goethe nicht ungeschoren ließen. Bis 1829 ließen sich die Behörden die ver-

steckte Kritik in den zum Carnival erscheinenden Zeitungen mehr oder wenig gefallen, dann wurden diese verboten.⁵

Im Vorfeld der Fastnacht 1832 ließ Schultheiß Fend am 14. 2. wieder einmal bekannt machen: Man habe zwar gegenüber früher gestattet, dass anständig Maskierte ungehindert auf den Straßen auf- und abziehen können, dass aber vor Fastnachtmontag, am 5. März *„alles Maskieren und Herumgeschrey auf der Straßen von dergleichen Vermümmelten – mit alten Kleidern – Jacken, und Schaufel, Kessel und Besem, Peifen und Klatschen untersagt [sei] und zwar zur Nachtszeit – auf Montag und Dienstag – den letzteren gar nicht.“*⁶

Diese Verlautbarung geht offensichtlich vom gewohnten unorganisierten Narrentreiben aus. Diesmal unternahmen die Camberger aber etwas anderes. Sie veranstalteten, wie die Kölner, einen Umzug. Das Motto hieß „Wilhelm Tell“. Der legendäre Schweizer Wilhelm Tell war, wie seit Schillers 1804 uraufgeführtem Drama allgemein bekannt, gegen die ungerechte Herrschaft der Habsburger aufgetreten. Wollten die Camberger eine politische Aussage mache? Sie hatten, wie alle Deutschen, viele Gründe

für eine politische Demonstration. In den Freiheitskriegen gegen Napoleon hatten die Fürsten ihre Untertanen mit allerlei Versprechungen bewogen, sich kämpfend für ihr Vaterland einzusetzen. Als dieser besiegt war, vergaßen sie jedoch ihre Versprechungen, im Wiener Kongress bestätigten sie sich gegenseitig ihre Vorrechte. Sogar der Camberger Pfarrer Roos, eher konservativ eingestellt, kritisierte:

*„Allein voriges Jahr hatten die Völker ihr ganzes Vertrauen in den Wiener Kongreß gesetzt, sie hofften von daher große Erleichterungen, sie wurden aber in ihren Hoffnungen und Erwartungen gewaltig getäuscht.“*⁷

Der Kampf der Griechen gegen die türkische Fremdherrschaft in den 20er Jahren hatte in Deutschland großes Aufsehen erregt. Im Juli 1830 fegte eine neue Revolution in Paris die reaktionäre Herrschaft König Karls X hinweg und brachte den liberalen „Bürgerkönig“ Louis Philippe auf den Thron. Im November desselben Jahres hatten sich Polen erhoben, um ihren Staat gegen die Fremdherrschaft der Russen, Österreicher und Preußen wieder herzustellen. Auch in verschiedenen Teilen Deutschlands hatte es Tumulte und Aufstände gegeben. Nassau

hatte sich im Herbst 1830 genötigt gesehen, Grenzwachen gegen das Eindringen möglicher „Unruhestifter“ einzusetzen und dennoch kam es im Herzogtum verschiedentlich zu Unruhen. Die Erregung griff auch auf das seit 1818 bestehende Parlament über, die Abgeordneten der Deputiertenkammer als Vertreter des Bürgertums nahmen unter anderem die ungeklärte Frage wieder auf, ob die herrschaftlichen Besitzungen Eigentum des Herzogs von Nassau oder des Herzogtums Nassau, also Staatsbesitz seien.

Im Laufe des Konflikts schickte der Herzog im Frühjahr 1831 den Landtag auf unbestimmte Zeit in die Ferien. Nach dem erneuten Zusammentritt im Oktober 1831 verklagte die Deputiertenkammer den regierenden Minister von Marschall wegen Verfassungsbruchs, dann wurde im Januar 1832 der Landtag aufgelöst.

In dieser Stimmung dürfte der Entschluss der Camberger entstanden sein, durch ihren Fastnachtsumzug einen Kommentar zu den Vorgängen im Herzogtum abzugeben. Indem sie Wilhelm Tell zum Thema machten, stellten sie sich unmissverständlich hinter die oppositionellen Volksvertreter.

Im Laufe des Jahres 1832 nahmen übrigens die Unruhen zu, 24 Nassauer wurden wegen Störung der öffentlichen Ruhe, Teilnahme an Tumulten oder Widersetzlichkeiten verhaftet und verurteilt, der ehemalige Präsident der Deputiertenkammer Herber wegen Majestätsbeleidigung gar zu drei Jahren Festungshaft. Im Mai fand die große Demonstration auf dem Hambacher Schloss statt, an der nur wenige Nassauer wegen eines Reiseverbots teilnehmen konnten.⁸

Dass sich die Fastnachtstradition mit Prinz und Hofstaat in prächtigen, farbenfrohen Kleidern, mit der großen Ordensflut, dem Militär in den Uniformen des 18. Jahrhunderts aber auch mit den Maskenbällen über die aristokratische Gesellschaft bzw. den aristokratischen Staat lustig macht und somit politischer Natur ist, geht manchmal vergessen. Der Gegenentwurf zum alten Feudalstaat ist der Wahlspruch der französischen Revolution: *Egalité, Liberté, Fraternité* (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit), zusammengefasst in der „närrischen“ Zahl ELF.

Die rheinischen Hochburgen der Fastnacht hatten während der französischen Besatzung diese Grundsätze kennen gelernt.⁹

Im Folgejahr 1833 entschieden sie sich für das Motto „Der ägyptische Joseph“. Jedermann kannte die Geschichte von Joseph, der – von seinen Brüdern in die Sklaverei verkauft – in seiner neuen Heimat als Traumdeuter zum zweiten Mann nach dem Pharao aufsteigt. Joseph hatte sein Schicksal z. T. selbst verursacht, weil er seinen Brüdern von Träumen erzählte, in denen er über sie herrschte.

Wollten die Camberger Fastnächter wieder eine politische Botschaft vermitteln, auf den Verrat der Brüder hinweisen, fühlte das Volk sich verraten oder sollte darauf aufmerksam gemacht werden, dass der Gedeimigte später seine Brüder aus der Hungersnot errettet? Oder wird gar die Frage aufgeworfen, mit welchem Recht ein Bruder über die anderen herrschen will. Ist die Prophezeiung, dass den fetten sieben magere Jahre folgen werden eine Warnung für die Obrigkeit?

Vielleicht waren sie aber inzwischen auch schon wieder ganz unpolitisch. Ein prominenter Camberger, Moritz Lieber, hatte im August 1832 eine regierungsfreundliche Druckschrift mit deutlicher Kritik an den oppositionellen Deputierten veröffentlicht,¹⁰ die auch seinen Mitbürgern bekannt gewesen sein dürfte und vielleicht war sein

Einfluss groß genug, einen Umschwung hervorzurufen, obwohl die politischen Auseinandersetzungen weiter gingen und in dem Prozess wegen Majestätsbeleidigung gegen den ehemaligen Präsidenten der Deputiertenkammer, Herber, einen Höhepunkt erreichten. Zum Freundeskreis Liebers gehörte der Maler Philipp Veit, der 1835 das Altarbild in der Pfarrkirche schuf.¹¹ Er war nach seiner Teilnahme an den Freiheitskriegen gegen Napoleon als Maler nach Rom gegangen, wo er sich den Nazarenern anschloss, einer romantisch-religiösen Kunstrichtung. Mitglieder der Gruppe beschäftigten sich mehrfach in Bildern mit dem Thema Joseph in Ägypten. Veit malte „Joseph und Potiphars Frau“ sowie „Die Sieben Fetten Jahre“.¹² Hat er den Cambergern die Idee vermittelt, Kostümentwürfe gezeichnet?

Der Teilnehmer der Völkerschlacht bei Leipzig und Maler der 1848 in der Paulskirche aufgehängten Germania wurde zwar von seiner Mutter Dorothea Schlegel als „deutsch rebellisch katholisch“ beschrieben,¹³ aber aus den von ihm veröffentlichten Karikaturen zu den Mitgliedern der Paulskirchenversammlung ist erkennbar, dass er eher konservativ war und sicher den Cambergern keine rebellischen Ideen eingegeben hat. Sonst wäre er auch kein Freund von Moritz Lieber gewesen.

Ob der Camberger Fastnachtszug von 1833 ein politisches oder ein religiöses Motiv hatte wird sich so leicht nicht klären lassen. Dass die Unzufriedenheit noch weit verbreitet war, dass die Behörden aber auch zu härtesten Maßnahmen bereit waren, zeigt der „Frankfurter Wachensturm“ am 3.4.1833, bei dem etwa 50 Revolutionäre versuchten, in der Hauptstadt des Deutschen Bundes eine Revolution auszulösen. Deren Schicksal in Gefängnis und Exil zeigt, dass es sehr gefährlich war, sich politisch zu äußern. Ein Einlenken der Camberger Fastnächter wäre nur allzu verständlich. Aber das taten sie offenbar nicht. Zur Fastnacht 1834 schrieb der damalige Pfarrer Roos in seine Pfarrchronik:

„In diesem Jahr fiel die Fastnacht auf den 12. Februar. An diesem Tage hielten die jungen Burschen abermal einen so genannten Fastnachtszug mit Musik. Sie spielten den König David im Kampfe mit Goliath. Das ganze lief ohne Unordnung und Ausschweifung ab, und wenn denn solche Volkslustbarkeiten ohne Verletzung der Ehre, der Gesundheit, der Sittlichkeit, des Gewissens oder Sünde dahingehen, so mag man wohl darüber wegsehen, obgleich sie viel Geld kosten, und doch nicht zu hindern

sind, da alle dergleichen Auftritte heutzutage im Geiste der Zeit liegen, die gar schroh und widerspenstig ist.“⁴

Die, wenn auch versteckte, Widerspenstigkeit drückten die Camberger jungen Männer mit ihrer Motivwahl aus. Sie sahen sich wohl, angesichts der übermächtigen Staatsmacht, als kleiner David im Kampf mit Goliath und der Fastnachtszug war ihr ironischer Kommentar zu den Verhältnissen. Sie zeigten David nicht als König, sondern als den Jungen aus dem Volk, der den scheinbar übermächtigen Gegner besiegen wird. Pfarrer Roos spürt zwar, dass die Zeiten sich ändern, dass das Bürgertum gegen den obrigkeitlichen Staat aufbegehrt, er spürt auch, dass dies nicht aufzuhalten ist. Aber es scheint ihm entgangen zu sein, dass das religiöse Motiv diese Entwicklung zum Ausdruck bringt, eine eindeutig politische Botschaft hat: David (das Volk) wird Goliath (die Fürsten) besiegen und selbst König sein.

Mit der Demonstration des Jahres 1834 wird es auch wahrscheinlicher, dass das Motiv des vorangegangenen Jahres, Pfarrer Roos nannte es „Joseph und seine Brüder“, ebenfalls politischer Natur war, wenn auch vielleicht weniger offensichtlich.

Quellen:

1. Lange, Ulrich (Hg.): Fischer, Joh. Gg. Wilh./Schütz von Holzhausen, Benedikt Marian von: Wen Gott lieb hat demgibt er Wohnung und Nahrung im Amt Camberg, 1983, S. 13
2. Scotti, J. J.: Sammlung der Gesetze u. Verordnungen, welche in dem vormaligen Churfürstenthum Trier über die Gegenstände der Landeshoheit, Verfassung, Verwaltung u. Rechtspflege ergangen sind, vom Jahre 1310 bis zur Reichs-Deputations-Schluss-mässigen Auflösung des Churstaates Trier am Ende des Jahres 1802, 1832, Bd 3, S. 1320
3. Brog, Hildegard: Was auch passiert: D'r Zoch küt!l, 2000, S. 27 ff
4. Stadtarchiv Bad Camberg XIX-1-15
5. Brog S. 90 ff
6. Stadtarchiv Bad Camberg XIX-1-15
7. Stadtarchiv Bad Camberg Pfarrchronik Roos in Nachlass Lange, S. 92f
8. Winfried Schüler: Das Herzogtum Nassau 1806 – 1866, 2006, 118 – 126.
9. Brog S. 307
10. Blick auf die jüngste Session der Landes Deputierten zur Ständeversammlung des Herzogthums Nassau, Frankfurt 1832
11. 1838 wurde er Pate von Ernst Maria Lieber, dem späteren Reichstagsabgeordneten.
12. Wilhelm von Schadow malte „Josephs Traumdeutung im Gefängnis“ und „Die Klage Jakobs um Joseph“. Die Lukasbrüder bzw. Nazarener wurden u.a. von dem aus Tirol stammenden Joseph Anton Koch beeinflusst, dessen Mutter eine geborene Burdi aus Camberg war. Vgl. 700 Jahre Stadtrechte, 1981, 367f
13. Hermann Cardauns, Philipp Veit und Ernst Lieber, Görres Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, Zweite Vereinzeitschrift 1920, 27
14. Pfarrchronik S. 398

PASS- UND BEWERBUNG SOFORT!

PORTRAITS



fotostudio marlies

Am Marktplatz | Bad Camberg | Tel. (06434)7015
www.fotostudio-marlies.de

Privatärztliche Praxis für Ganzheitsmedizin

Dr. med. Carola Baisse

Kombination von

**Schulmedizin & Alternativen Heilverfahren
zur Prävention und Therapie von Erkrankungen**

Tätigkeitsgebiete u.a.:

Schmerztherapie, Infusionsbehandlungen, Laborchecks,
Ernährungsmedizin und Entgiftung, Allergiebehandlung,
Darmsanierung, Körper-, Ohr- und Laserakupunktur,
Klassische Homöopathie, Homöosiniatrie,
Bioresonanz-Therapie, Biologische Faltenunterspritzung

Am Lammstück 14, Bad Camberg-Würges, ☎ 0 64 34 - 90 82 55

Termine nach Vereinbarung - auch Abend- und

Samstagsprechstunde

Manfred Kunz

Unser Stadtpark

Der Dezember des Kriegsjahres 1916 war die Geburtsstunde unseres Stadtparks, als die Stadtverordnetenversammlung beschloss, das Anwesen des Freiherrn von Freyberg-Schütz, das sogenannte „Schlösschen“, nebst 24 Morgen anliegenden Landes zu erwerben. Die Verhandlungen zu diesem Kauf führte der von 1905 bis 1933 tätige Bürgermeister Johann Pipberger. Ob er sich damals schon mit dem Gedanken einer Kuranlage trug, wissen wir nicht. Auf jeden Fall war er es, der 1927 Camberg zum ersten hessischen Kneippbad machte.

Jahrhunderte gehörte der heutige zentrale Bereich des Kurparks mit der Schlucht - heute Ernst-Maria-Lieber-Weg - bis hin zum Heublumenweg, zum Amthof und damit zum Besitz der Familie von Hohenfeld, später der von Schütz zu Holzhausen. Es war ein kleiner eingezäunter Tierpark der freiherrschaftlichen Familie. Daneben wurde auch der Baumbestand um zahlreiche Exoten erweitert, wie die rotblühende Rosskastanie aus Kalifornien oder die mächtigen blauen Douglasien aus den USA, die neben den alten Eichen im Schluchtweg bis zu den Freiflächen standen. Diese brachte der Vetter des Freiherrn,

Kuno Damian von Schütz zu Holzhausen, von seinen Reisen aus Süd- und Nordamerika mit.

Bürgermeister Johann Pipberger weilte in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts öfter in Bad Wörishofen zur Kur. Hier entstand die Idee, auch für Camberg eine solche Einrichtung zu schaffen. 1927 wurde das Badehaus erbaut. Das Kurviertel mit den Kurheimen entstand. Wenig später kamen oberhalb des Badehauses die Tennisplätze und das Luft- und Sonnenbad hinzu.

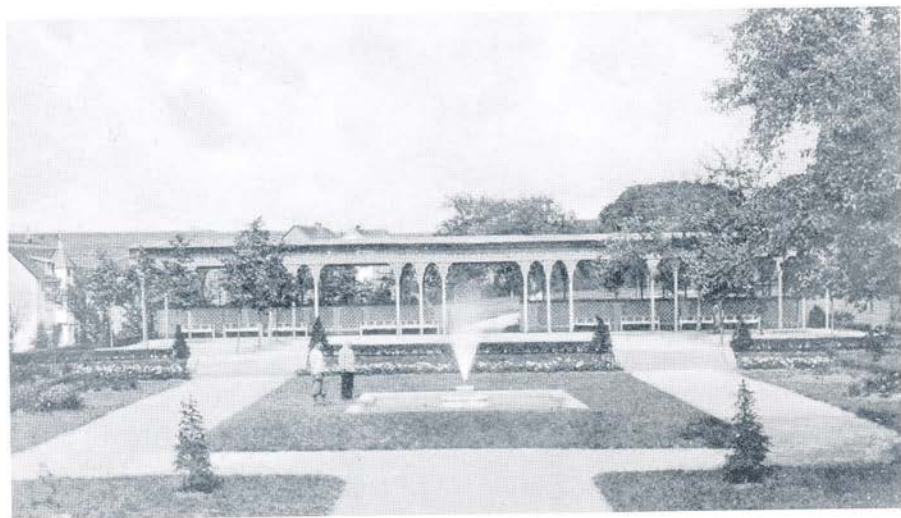
Das Zentrum des heutigen Kurparks östlich des Rathauses wurde geplant, Promenadenwege und Springbrunnen entstanden, Bäume wurden gepflanzt und zahlreiche Ruhebänke für die zu erwartenden Kurgäste aufgestellt. 1928 weilten schon fast 1.000 Kurgäste in der Stadt. Glanzstück war die Wandelhalle (Bild rechts). Durch geschickte Verhandlungen konnte der Bürgermeister sie von der Stadt Wiesbaden als Geschenk erhalten. Sie stand zuvor am Wiesbadener Kochbrunnen und wurde als Trinkhalle genutzt. Im Mai 1929 zur Saisonöffnung wurde sie mit einem Platzkonzert der Kurkapelle der Öffentlichkeit übergeben.

Nicht nur die Kurgäste, auch die Camberger Bürger nahmen den Stadtpark, wie sie ihn nannten, als Ort der Entspannung und des Verweilens an. 1949 entstand im Bereich des Amthofs und Herrenspeichers die Freilichtbühne, wo das Heimatstück „Gerhard Langenbach“ aufgeführt wurde. Hier fanden die sonntäglichen Kurkonzerte statt, bis 1961 das Kurorchester mit dem Musikpavillon eine zeitgemäße Bühne bekam.

Mit der positiven Entwicklung der Kneippkur in den 50er und 60er Jahren des 20. Jhs. wurden am Kurpark immer wieder Verbesserungen und Verschönerungen in baulicher wie gärtnerischer Art vorgenommen, wie die Neugestaltung des Luft- und Sonnenbades und das Anlegen der Mini-Golfanlage, um den Kurgästen

und den Patienten der Kliniken ihren Aufenthalt in dem nun zum „Kneippheilbad“ gewordenen Städtchen angenehmer zu gestalten.

1963 stürzte die Wandelhalle ein, ein leerer Platz entstand und auch rundum waren die Parkanlagen nicht mehr zeitgemäß. Umfangreiche Planungen begannen, das Herz des Kurparks wurde eine Großbaustelle. 1989 war es soweit, eine schöne Anlage mit neuen Bäumen und Wasserspielen wurde eingeweiht, das Umfeld am Musikpavillon neu gestaltet. Ein Kräutergarten in unmittelbarer Nähe des Badehauses kam 2005 hinzu. Die Wasserspiele mit ihrem sprudelnden Wasser und der Kräutergarten stehen für zwei der fünf Säulen der Kneipp-Therapie und laden Gäste und Bürger zum Erholen, Entspannen und Verweilen ein.



Cilly Plescher

Die Gäste des VHC erlebten den Kurpark mit allen Sinnen

Nach Marktplatz, Amthof und Kirchplatz setzte in diesem Jahre der Verein Historisches Camberg seine Reihe „Historische Stätten erleben“ mit dem Kurpark fort. Anlass dazu war das Jubiläum „80 Jahre Kneippkur in Bad Camberg“. Und wie immer standen dabei geschichtsträchtige Plätze im Vordergrund. Was bisher noch nie versucht wurde, der VHC nahm die Herausforderung an: Die Wasserspiele im Kurpark wurden mit einem riesigen Zelt überspannt, links und rechts der Wasserläufe und Blumenrabatte die stilvoll gedeckten Tische, an denen ein Fünf-Gänge-Menü eingenommen wurde.

Das „Gallo-Haus“, für die Verköstigung bestellt, servierte „Beliebtes aus der Region“. Nach einem Kneippsteller mit Rohkost wurden weitere vier Gänge serviert, wobei Großmutter's Küche raffiniert mit Zeitgemäßem aufgepeppt wurde.

Dazwischen gab es immer wieder Darbietungen à la Kurjubiläum. Julia und Jelena Koretzka (Flöte und Geige) vom Kurorchester trugen in bewährter Weise Ohrwürmer aus der Klassik vor. Aus der Feder von Helmut Plescher stammte die Spielszene „Die Wan-

delhallen-Story“, ein fiktives Gespräch mit historischem Hintergrund, wie er es nannte. Wolfgang Voigt als Kommerzienrat Dyckerhoff und Herbert Kaltwasser als Bürgermeister Pipberger unterhielten sich im Bayerischen Hof über die Wandelhalle, die die Stadt Wiesbaden Camberg zum Geschenk machte. Kommerzienrat Dyckerhoff, der Dombacher Jagdpächter war, hatte die Vermittlung übernommen. Der Mäzen übernahm gleichzeitig die Abbaukosten und den Transport. Die Camberger selbst hatten nur für den Aufbau zu sorgen. Doro Lottermann, die Gattin des VHC-Vorsitzenden, spielte dabei die Gaststättenbedienung so herzerfrischend, dass sie dafür reichlich Sonderbeifall bekam.

In einem Nachwort erläuterte Walter Lottermann das Schicksal dieser Wandelhalle, die dort stand, wo heute die Fontäne eines mächtigen Springbrunnens die Parkbesucher erfreut. Im Mai 1929 wurde sie errichtet, im Februar 1963 drückte sie eine schwere Schneelast ein.

Der Enkel des Kommerzienrates, Horst Dyckerhoff, der heute in der dritten Generation in Dombach

auf die Jagd geht und seine Gattin Rose waren von der Spielszene sehr angetan und freuten sich, dass auch ein bemerkenswertes Detail aus der Geschichte der Zementdynastie zur Sprache kam. So lieferte Dyckerhoff 1886 für das Fundament der New Yorker Freiheitsstatue, damals der größte Betonkörper der Welt, 8000 Fässer Portlandzement.

Eine Schülerin der Taunusschule gab zusätzliche Erläuterungen zum Kurpark, den 1916 die Stadt von der Familie von Freyberg-Schütz erworben hatte und den Namen „Stadtpark“ erhielt. Manfred Kunz hatte dazu die Daten geliefert. Bevor man sich den Nach-

tisch zu Gemüte führte, wanderte die Tischgesellschaft zum Musikpavillon und erlebte dort auf einer Großleinwand „100 Bilder aus 100 Jahren“. Eine CD davon ist bereits im Stadt- und Turmmuseum zu haben. Für den Geschichtsinteressierten und Freund vergangener Zeiten eine großartige Bilderschau.

Der Verein Historisches Camberg ist mit dieser Veranstaltung ein unkalkulierbares Risiko eingegangen, das von einem aufgeschlossenen Publikum mit einem ausverkauften Haus honoriert wurde.

(Entnommen: Nassauische Neue Presse, 12. Juli 2007)

Druckerei und Papeterie

Druckerei.Ammelung@teliko.net

Inhaber: Johannes Wagner

ammelung

Bahnhofstraße 13 · 65520 Bad Camberg · Telefon 06434/7331

- ✉ Ideen
- 🔧 Gestaltung
- 🖨️ Druck
- ✂️ Weiterverarbeitung
- 📄 Papeterie
- ➡️ Geschäftsstelle der Nassauischen Neuen Presse

WIR MACHEN DRUCK!

Wir gestalten und drucken für Sie:
 Visitenkarten, Briefbögen, Rechnungen, Plakate,
 Prospekte, Trauerbriefe, Broschüren,
 Einladungskarten u.v.m.



Herzlich willkommen

- Geldanlagen
- Kredite
- Versicherungen
- Bausparen



Kreissparkasse Limburg
Filiale Bad Camberg

Wir beraten Sie gern
-auch außerhalb unserer Öffnungszeiten-

Tel.: (0 64 31) 202 690 - 10

www.ksk-limburg.de

Michael Traut

Vor 50 Jahren: Einweihung der Volksschule zu Camberg



Volksschule

Zur Erinnerung

an die Einweihung der Volksschule zu Camberg am 27. Oktober 1957

Die Angehörigen der Jahrgänge 1943 bis 1951, die zu dieser Zeit die Volksschule in Camberg besuchten, dürften eine ähnliche Fotoaufnahme haben.

Auf dieser Aufnahme ist der Jahrgang 49/50 zu sehen. Klassenlehrerin der Mädchen war Fräulein Piasta (1. Reihe,

Mitte), Klassenlehrer der Jungen war Rektor Alfons Schickel (rechts).

Links auf dem Foto ist der damalige Bürgermeister Wilhelm Helfmann zu sehen.

Der Nassauer Bote berichtete am 28.10.1957 sehr ausführlich Folgendes von der Einweihungsfeier:

Camberger Schule feierlich eingeweiht**“Ein stolzes Werk von bleibendem Wert“**

Von ideenreichem Architekten entworfen und von versierten Handwerkern gebaut
Zahlreiche rühmende Ansprachen

EK. Camberg. Der gestrige 27. Oktober 1957 bleibt in Camberg unvergessen. Dieser Tag der Einweihung der neuen Volksschule, die zu den schönsten und zweckvollsten des weiten Hessenlandes zählt, findet als das bedeutsamste Ereignis des Jahres Eingang in die Stadtchronik. Mehrere Hundert Bürger der Kurstadt und zahlreiche Ehrengäste hatten sich zu der festlichen Weihestunde auf dem Schulhofgelände eingefunden und harrten trotz der herbstlichen Kühle aus, bis die letzte Ansprache das stolze Werk gerühmt hätte, das von einem ideenreichen Architekten entworfen und von versierten Handwerkern zu einem Schmuckstück unserer Heimat gestaltet wurde.

„Das ist der Tag des Herrn!“ Mit keinem anderen Chor hätte der Männergesangsverein Camberg die Feierstunde besser einleiten können. Dann sprachen die Schulkinder Klippel und Schmidt den Segensspruch, und Architekt Theo Stillger überreichte mit einigen besinnlichen Worten Bürgermeister Helfmann die Schlüssel des Hauses. Endlich sei der Tag der Einweihung gekommen, sagte er und wies auf den gesunden Wahlspruch unserer Väter hin: „Gut Ding will Weile haben!“ Nach diesem Motto sei beim Bau dieser Schule verfahren worden, und deshalb sei ordentliche Arbeit geleistet worden. (...)

„Eine vollkommene Schule“

Bürgermeister Helfmann begrüßte mit großer Freude die Teilnehmer der Feier und bescheinigte dem Architekturbüro Stillger und allen Baufirmen, daß sie eine Schule in vollkommenstem Maße geschaffen ha-

ben. Sein erstes Wort der Dankbarkeit galt, aber dem verstorbenen Bürgermeister Hemmerle, aus dessen Verantwortungsbewußtsein und Erkenntnis der Wichtigkeit einer neuen Unterrichtsstätte die Initiative zum Bau der Anstalt geboren worden sei. (...)

Wink an das Land

In seine Worte des Dankes bezog das Stadtoberhaupt auch den Kreis Limburg ein, der im Rahmen seiner relativ bescheidenen Mittel beste Hilfe geleistet habe. Helfmann vergaß aber auch nicht, die Regierung zu erwähnen, von der er sich aber mehr als die bislang eingegangene bescheidene Bauhilfe versprochen hatte. Noch gebe er aber die Hoffnung nicht verloren, fügte er mit humorvollem Akzent hinzu, daß das Land die dürftige Beihilfe von 70000 DM (9 Prozent der Gesamtbausumme) aufstücken werde. Denn das Projekt des Schulneubaues koste insgesamt

780.000 DM, und deshalb sei man der gebenden Hand des Staates bedürftig. (...)

Kirche und Schule

Anschließend flehte Pfarrer Staat Gottes Segen auf die Schule herab und sprach ebenfalls all denen Dank und Glückwünsche aus, die das „Werk von bleibendem Wert“ geschaffen haben. Dann erinnerte er daran, daß die katholische Kirche von jeher um die Erziehung der Kinder und um schulische Fragen besorgt gewesen sei, was daraus hervorgehe, daß die Camberger Volksschule aus der Pfarrschule geboren worden sei. (...)

Das Gruß- und Segenswort der evangelischen Pfarrgemeinde sprach Pfarrer Wagner. Er bat Gott, die Schule in seinen besonderen Schutz zu nehmen. Das Ziel der Schule bestehe darin, so unterstrich er, die Kinder zu selbstverantwortlichen Persönlichkeiten zu erziehen. — Im Namen des Elternbeirates sprach auch Vorsitzender Schuy anerkennende Worte über das prächtig gelungene Bauwerk.

Noch immer Schulraumnot

Landrat Jäger überbrachte die Glückwünsche von Kreisausschuß und Verwaltung (...)

Trotz dieses schönen und geräumigen Gebäudes sei die Schulraumnot in der Kneippstadt aber noch nicht gelöst, betonte der Landrat. Zwar hätten sich die Raumverhältnisse der Mit-

telschule, die nunmehr in die alte Volksschule einziehen werde, gebessert, sie seien jedoch noch nicht als ideal anzusehen.(...)

Schulrat Scholz gratulierte nicht nur in seinem, sondern auch im Namen der hessischen Regierung. Sein Dank galt aber in erster Linie Rektor Schickel, der in wenigen Tagen wegen Erreichung der Altersgrenze aus dem Schuldienst scheidet, es aber noch in seiner Amtsperiode erleben darf, daß er in den Räumen der neuen Schule wirken kann. (...)

Aus der Vergangenheit

Am Schluß kam Rektor Schickel zu Wort. Er wanderte in die Vergangenheit, wobei er mitteilte, daß im Jahre 1612 das erste bekannte Schulhaus in Camberg gebaut worden sei. 1760 seien im Städtchen von einem Lehrer 130 Kinder unterrichtet worden. Die 1612 erbaute Schule habe 1819 der nunmehrigen alten Schule welchen müssen, die anfangs drei Klassenzimmer und drei Lehrerwohnungen besessen habe.

Nach der offiziellen Feier wurde an die Schulkinder je ein Täfelchen Schokolade verteilt, und die Ehrengäste besichtigten das Haus, von dem sie den besten Eindruck mit nach Hause nahmen. Vorher schallte jedoch der Chor „Die Himmel rühmen“, vorgetragen vom Kurorchester und Männergesangverein und begleitet vom stimmungsvollen Geläut der Pfarrkirche, ins herbstliche Land und kündete von dem freudigen Ereignis des Tages.

Franz Motyka schrieb in „Camberger, 700 Jahre Stadtrechte“ über den Schulbau:

„Waren es 1945 noch 305 Schüler und außerdem 55 evakuierte Kinder aus den rhein-mainischen Großstädten, so stieg die Schülerzahl im Oktober 1946 auf 574 an. Darunter waren 142 Kinder heimatvertriebener Eltern. Da die Schülerzahl in den folgenden Jahren nie unter 400 sank und das Schulgebäude bereits 134 Jahre alt war, beschlossen die Stadtverordneten - die Stadt war bis 1970 Schulträger - den Bau einer neuen Schule. Auf einem 1,6583 ha großen Grundstück an der Gisbert-Lieber-Straße wurde dazu am 14. 8. 1955 der Grundstein gelegt. Nach den Plänen und unter der Leitung der Architekten Theo und Heinz Stillger erstellten die Camberger Bau-firmen Thies und Traut den Rohbau. Das neue Schulgebäude konnte am 27. 10. 1957 seiner Bestimmung übergeben werden. Doch bereits in den folgenden Jahren mußten einige Klassen

wegen Raummangels wieder in der alten Schule unterrichtet werden.“

Der Bevölkerungswachstum um 39,4 % von 1939 bis 1950 infolge des Krieges war die Hauptursache für die Errichtung einer neuen Volksschule. Das im Jahre 1819 gebaute und 1894 erweiterte Schulgebäude neben der Pfarrkirche platzte aus allen Nähten. 430 Schüler mussten 1954 in acht Klassenräumen unterrichtet werden – nennenswerte Nebenräume waren nicht vorhanden. Seit dem Jahre 1951 hatten sich deshalb die städtischen Gremien unter der Leitung des damaligen Bürgermeisters Peter Hemmerle mit der Raumnot beschäftigt. Zuerst plante man einen Anbau an die vorhandene Schule, 1954 kamen die Stadtverordneten zu dem Entschluss, eine neue Schule zu bauen.

Nach einem Architektenwettbewerb im Januar 1954, den der Architekt Wilhelm Neusser aus Wiesbaden gewann, wurden die jungen Camberger Architekten Theo und Heinz Stillger mit der Planung beauftragt und nach der am 29. April 1955 erteilten Baugenehmigung konnte mit dem Bau in dem Baugebiet „Hinter der Kirche“ am 27. Juni 1955 begonnen werden.





Am Sonntag, 14. August, wurde vormittags um 11.00 Uhr unter Mitwirkung des städtischen Kurorchesters und des Männergesangvereins Camberg der Grundstein gelegt.



Die Arbeiten an dem Schulgebäude wurden überwiegend von Camberger Firmen ausgeführt. Neben den Baufirmen Thies und Traut waren die Zimmerei Biegel, die Dachdeckerfirma Adam, die Putzfirma Schneider & Hartmann, die Maler Bastian und Brendel, die Spenglereien Herboldsheimer und Lottermann, die Schreinereien Trost und Peuser, der Steinmetzbetrieb Haber und die Firma Schütz für die Lichtenanlage am Bau beteiligt.

Das Richtfest konnte schon am 27. Oktober gefeiert werden. Zu dem Richtfest, das im Nassauer Hof gefeiert wurde, verpflichtete die Stadt drei Musiker und pro Mann gab es „ein warmes Essen

(Rippchen, Sauerkraut, Kartoffeln), 1 Schnaps, 6 Biermarken und einen Gutschein für Rauchwaren im Werte von 1 Mark“

Die Baukosten wurden ursprünglich mit 450.000 DM angenommen, von denen 150.000 DM aus Eigenmitteln der Stadt, 200.000 DM durch ein Darlehen und der Rest in Höhe von 100.000 DM durch den Kreis und das Land aufgebracht werden sollten.

Das gesamte Bauvorhaben wurde von einer Schulbaukommission der Stadtverordnetenversammlung begleitet. Ihr gehörten Bürgermeister Hemmerle, die Stadtverordneten Dembach und Umstädter und der Beigeordnete Haubrich an.



*Die Bauhandwerker (v. links):
Josef Thies, Kaspar Traut, Anton Traut*

Diese Kommission konnte aber auch nicht verhindern, dass die Kosten für den Bau aus dem Ruder liefen, denn die geschätzten Baukosten wurden beträchtlich überschritten und lagen schließlich bei 780.000 DM.

Das Raumprogramm für das neue Schulgebäude war aus heutiger Sicht schon sehr knapp bemessen: 9 Normalklassen, 1 Schulküche, 1 Mehrzweckraum, 1 Werkraum, 1 Gruppenraum, 1 Naturkunderaum, 1 Lehrmittelzimmer, 1 Lehrerzimmer, 1 Rektorzimmer und eine Hausmeisterwohnung. Da wegen der Jahrgangsstärke einige Klassen in „Knaben“ und „Mädchen“ getrennt wurden und auch noch zwei „Hilfsschul-

klassen“ unterrichtet werden mussten, wurden einige der Fachräume ziemlich bald nach der Einweihung als Klassenräume genutzt und einige Klassen wieder in der „Alten Volksschule“ unterrichtet.

Der damals anschließend geplante Bau einer neuen Mittelschule und einer gemeinsamen Turnhalle wurde erst einige Jahre später verwirklicht.

Quellen:

- Franz Motyka, Schulische Bildungsstätten in: Camberg, 700 Jahre Stadtrechte, 1981
- Stadtarchiv Bad Camberg, XIV/9/7/5-11 und XIV/9/8/12-16
- Fotos: Traut und Stadtarchiv



Die Offiziellen (v. links): Rektor Alfons Schickel, Josef Thies sen., Heinrich Biegel, Bürgermeister Hemmerle, Theo Stillger (4.v.r.), Kaspar Traut

Walter Lotterman

Nachrichten aus dem Verein

Zum 70. Geburtstag

*Ein Mensch, meist still und deshalb leise,
arbeitet für sich, auf seine Weise
für die Bad Camberger Vereine.*

VHC

*Für den VHC beschreibt er viel Papier,
schreibt Einladungen für heut und hier,
arbeitet meist ständig am PC,
brennt neu für uns jede CD.*

*Ihm alles besser ist bekannt
als denen, die entscheiden
und diese Arbeit gerne meiden.*

*Er ist des Vorstands Ruhehissen
sein Arbeitsmotor, sein Gewissen.*

*Jetzt wird er 70 – ist noch jung.
Er möge bleiben ruhig und heiter.*

*Wir wünschen ihm
Gesundheit sei sein Freund und Begleiter.*



Alles Gute und herzlichen Glückwunsch zum 70. Geburtstag wünscht
Dir, Raimund Rühling, Dein VHC

Neue Mitglieder

Neu in den Verein eingetreten sind:

Dr. Carola Baisse (Würges), Jürgen Biegel (Bad Camberg), Dr. Hans G. Böcher-Schwarz (Oberselters), Johanna Bogner (Bad Camberg), Dieter Dörfelt (Erbach), Rose Dyckerhoff (Dombach), Horst Dyckerhoff (Dombach), Michael Frings (Bad Camberg), Bärbel Hartmann (Bad Camberg), Brigitte Kelm (Erbach), Margarete Kilian (Bad Camberg), Petra Maurer (Würges), Stefanie Menken (Erbach), Ulrich Menken (Erbach), Bruno Schütz (Bad Camberg), Volker Schütz (Bad Camberg) und Helmut Wick (Erbach).

Autoren

Dr. Rudolf Bamberger, Erlenbachstraße 45, 65520 Bad Camberg
Christa Hartmann, Habsburgerallee 80, 60385 Frankfurt am Main
Franz Heinze, Rudolf-Dietz-Straße 7, 65520 Bad Camberg
Erwin Janousch, Händelstraße 12, 65520 Bad Camberg
Klaus Kraft, Berliner Str. 20, 65520 Bad Camberg
Manfred Kunz, Bahnhofstraße 51, 65520 Bad Camberg
Walter Lottermann, Tulpenweg 3, 65520 Bad Camberg
Franz-Peter Martin, St. Georgen-Straße 5, 65520 Bad Camberg
Cilly Plescher, Uhlandstraße 1, 65520 Bad Camberg
Helmut Püschel, Riesengebirgsstraße 22, 65520 Bad Camberg
Dr. Peter K. Schmidt, Tannenweg 5, 65520 Bad Camberg
Michael Traut, Kirchgasse 3, 65520 Bad Camberg
Inge Weyrich, Lahnstraße, 65520 Bad Camberg

Namentlich gekennzeichnete Artikel sind Manuskripte im Sinne des Urheberrechtes.

Historisches Camberg
ISBN 0170-6526

Herausgeber: Verein Historisches Camberg e.V.
Vorsitzender: Walter Lottermann, Tulpenweg 3,
65520 Bad Camberg

Redaktion

Marianne Adam
Rudolf Bamberger
Claudio Eckert
Michael Traut
Julia Schlösser

„Historisches Camberg“ im Internet: <http://www.obertorturm.de>
E-Mail: redaktion@obertorturm.de

Einzelpreis 3,- Euro (für Mitglieder des VHC kostenlos)